AUSGABE 01 | 2009

WOLFEGGER BLÄTTER

Paul Sägmüller

Der Minister auf der Nudelpackung –

ein Politiker in Berlin macht Reklame für seinen Freund in Bergatreute

Bernd Auerbach | Ein Besucherleitsystem entsteht
Stefan Uhl | Das Gebäude Blaserhof 1 kommt ins Museum!
Baron Werner von Kreit | Das Landschlösschen zu Mosiskreut – originalgetreu restauriert
Stefan Zimmermann | Zwangsarbeit in der oberschäbischen Landwirtschaft

Editorial

Liebe Freunde des Wolfegger Museums,

Bauernhaus-Museum Wolfegg

Räuber ziehen viele Besucher an

WOLFEGG (sz) - Im Bauernhaus-Museum Wolfegg im Kreis Ravensburg ist Winterpause. Das Museumsteam kann auf eine erfolgreiche Saison zurückblicken: 66 200 Besucher kamen von März bis November in das Bauernhaus-Museum zu Veranstaltungen, Führungen und zum museumspädagogischen Rahmenprogramm.

Dies entspricht einer Steigerung der Besucherzahlen um etwa drei Prozent gegenüber dem Vorjahr. Als Besuchermagnet hat sich die Sonderausstellung „Im Spitzbubenland" zur Geschichte schwäbischer Räuberbanden im 19. Jahrhundert und das Begleitprogramm für Familien erwiesen. Die Geschichte rund um den „Schwarze Vere" und andere regionale Räubergestalten lockten Besucher in die Sonderausstellung, die von der Entstehung, der Blütezeit und dem Niedergang des Räuberunwesens in Schwaben um 1800 erzählte. Bei einem „Räuberspiel" konnten Kinder Aufgaben rund um das Thema Räuber lösen.

Im Bereich Veranstaltungen lockten traditionelle Termine wie das Oldtimer-Treffen, das Museumsfest oder der Apfel- und Kartoffeltag Besucher aus der Region und darüber hinaus in großer Zahl ins Museum nach Wolfegg. Aber auch neue Veranstaltungen wie der Trachten- und Musikantentag oder der erste Geißentag fanden großen Anklang.

Ein Schwerpunkt der Arbeit des Bauernhaus-Museums lag auch in der zurückliegenden Saison im Bereich der Museumspädagogik. Dort können verschiedene Schulgruppen aber auch Erwachsenengruppen aus einem stetig aktualisierten und erweiterten Angebot an Mitmachaktionen und Führungen wählen. Vom Färben und Filzen von Wolle, Dreschen, Mosten und Backen, bis hin zu neuen Projekten, bei denen sich alles um Heilkräuter und Milchverarbeitung dreht, reicht das Themenspektrum.

Führungen sind stärker gefragt

Dass dies zahlreich in Anspruch genommen wird und sich wachsender Beliebtheit erfreut, belegen die Zahlen – 817 museumspädagogische Projekte und Führungen wurden 2008 durchgeführt. 2006 waren es noch 550 Projekte und Führungen. Hinter den Kulissen wird bereits an der Planung für die Saison 2009 gebastelt. Diese startet am 29. März 2009 mit dem Ausstellungsprojekt „Dorf unterm Hakenkreuz". Dieses Jahr steht noch der „Winterzauber"-Adventsmarkt am 13. und 14. Dezember auf dem Programm. Weitere Höhepunkte sind der Besuch des Nikolaus für die jungen Museumsbesucher und die Aufführung des Krippenspieles „Auf dem Weg nach Bethlehem". Der Eintritt zum Weihnachtsmarkt und ins Museum ist frei.

Erstmals wird das Eingangsgebäude Zehntscheuer Gessenried an drei Adventssonntagen und ausgewählten Terminen nach Weihnachten und Anfang Januar geöffnet sein. Dort gibt es die Fotoausstellung „Winterzeit im Bauernland" zu sehen. Der Fotograf und Autor Dr. Wolf-Dietmar Unterweger zeigt Aufnahmen aus der ländlichen Region während der Winterzeit.

Informationen zum Bauernhaus-Museum Wolfegg gibt es unter der (07527) 95500 oder unter www.bauernhaus-museum.de.

Nach einer erfolgreichen Saison 2008 ist das Bauernhaus-Museum Wolfegg im Kreis Ravensburg in der Winterpause. Für den Adventsmarkt und eine Fotoausstellung hat das Museum jedoch noch geöffnet. Foto: privat

wieder ist ein Jahr vergangen und Sie halten ein neues Heft der Fördergemeinschaft in Händen. Wussten Sie, dass das Museum 2008 über 66000 Besucher hatte und dass diese Zahl vor 5 Jahren noch unter 30000 lag? Dies ist in besonderem Maße das Verdienst des Museumsleiters Jürgen Fiesel und seiner Mitarbeiter, die mit Herzblut, enormem Engagement und zahlreichen Überstunden den normalen Betrieb, die pädagogische Arbeit mit Kindern und die Feste organisieren.

Waren Sie im vergangenen Jahr einmal im Museum? Haben Sie bewusst eine der Ausstellungen angeschaut? Oder waren Sie „nur" bei einem Fest – Schlachtfest, Weihnachtsmarkt, Geißentag? Das ist keineswegs abwertend gemeint, denn die Feste erfüllen den Zweck, Menschen ins Museum locken, besonders Familien mit Kindern, weil diese bei jedem Wetter beschäftigt sein wollen. Manche Familie hat die Erfahrung gemacht, dass ihre Kinder nach einem erlebnisreichen Tag mit viel Bewegung zufrieden und ausgeglichen sind. So erfüllt das Museum eine wichtige Funktion, die mit Geld kaum zu bewerten ist – auch die gewählten Vertreter des Kreistags wissen, dass eine Kultureinrichtung nicht kostendeckend zu betreiben ist.

Was erwartet Sie nun im 7.Heft der „Wolfegger Blätter"? Die Titelgeschichte handelt von dem mutigen aber skurrilen Unternehmer Josef Ludwig aus Bergatreute, dessen Geschichte von Paul Sägmüller zusammengetragen wurde. Ludwig baute mit Hilfe der Wasserkraft ein Unternehmen auf, das überregionale Bedeutung hatte: er kaufte in Italien waggonweise Eier, stellte Nudeln her, die er in ganz Deutschland verkaufte, und warb auf seinen Nudelpackungen mit dem Abbild seines Freundes Erzberger, des damaligen Finanzministers und Vizekanzlers. Daß Ludwig bereits in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zur Auslieferung von Nudeln sich eines Autos bediente, das ein Vermögen kostete, aber dennoch als armer Mann starb, gehört zur regionalen Zeitgeschichte, über die wir immer wieder gern berichten werden!

Anschliessend möchten wir einmal ansprechen, daß das Museum auch einen „kulturlandschaftlichen" Teil besitzt, was Sie vielleicht noch nicht bemerkt

haben. Dies liegt auch an uns, weil wir seit Jahren darum ringen, wie die Vermittlung dieses Themas an den Besucher am besten gelingen kann.

Das Museum wird im Jahr 2009 eine neue Ausstellung zum Thema „Zwangsarbeiter“ präsentieren. Damit wird erinnert an die meist polnischen, französischen oder russischen Fremdarbeiter, die im letzten Krieg – nicht nur – in Oberschwaben gelebt und meist in der Landwirtschaft gearbeitet haben. Deren bisher wenig beachtetes Schicksal ist Gegenstand des Artikels von Stefan Zimmermann, der die Ausstellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Museums konzipiert hat.

Herr Dr. Stefan Uhl hat bereits vor Jahren die Baugeschichte des Blaserhofs erforscht, der hoffentlich innerhalb des nächsten Jahres ins Museum transloziert werden wird. Der Bericht über das Ergebnis seiner Bauforschung gibt einen Einblick in die Arbeitsweise von Architekten, die die Grundlagen dafür schaffen, ob ein Gebäude den Weg ins Museum nimmt und ob die Landesregierung dafür einen Zuschuß gibt oder nicht.

Wir haben bei der Jahreshauptversammlung auch die Tradition fortgesetzt, 3 Personen dafür auszuzeichnen, dass sie ihr Haus erhalten haben – häufig mit enormem Aufwand und unter erheblichen Anstrengungen. Waren es bisher Bauernhäuser, so ist diesmal das Rittergut Mosisgreut in Vogt dabei, dessen Eigentümer hier schildern, was für eine Herausforderung es war, im Bestand zu sanieren und dann auch noch dort einziehen zu wollen! Wir wünschen Ihnen viel Spaß bei der Lektüre dieses Artikels und des gesamten Heftes!

Wir hoffen, dass Sie wieder Gefallen finden an diesem Heft, das mehr Bildmaterial enthält als alle bisherigen Hefte und dass Sie dem Museum und seinem Förderverein gewogen bleiben!

Ihr Redakteur
Bernd Auerbach

Ihr 1. Vorsitzender
Karlheinz Buchmüller

der sich nach vielen aktiven Jahren zwar zurückzieht, dem Verein aber erhalten bleibt

Der Minister auf der Nudelpackung –

ein Politiker in Berlin macht Reklame für seinen Freund in Bergatreute

von Paul Sägmüller

Die in Bolanden, Gemeinde Bergatreute bestehende Nudelfabrik Buck stellte dort bis 1975 Nudeln der Marken Gaggli, Bucki, etc. her; ihr Vorläufer war die Nudelfabrik Ludwig. Diese wurde 1862 von Alois Ludwig gegründet, ab 1868 von dessen Sohn Michael geführt und 1902 von dessen Söhnen, den beiden Brüdern Josef (*1877) und Wilhelm (*1878) Ludwig übernommen. Während Wilhelm für den Vertrieb zuständig war, kümmerte sich Josef um die technische Weiterentwicklung der Firma und damit um die Steigerung der Produktion. Die neuen Besitzer firmierten weiterhin als M. Ludwig.

Zunächst wurden die Teigwaren als „Garantiert echte Eier-Nudeln“ und als „Hausfrauen Eier-Nudeln“ vermarktet. Bereits 1905 liessen sich die Gebrüder Ludwig ihre Nudeln unter der Markenbezeichnung „Henne und Hahn“ schützen.

Josef Ludwig scheint ein sehr moderner, innovativer Mann gewesen zu sein, er meldete 1905 eine Nudelmaschine zum Patent an. Damit war er laut Werbetext der „Erfinder und Fabrikant von Eier-Spätzeln, hergestellt nach patentiertem Verfahren D.R.Patent No.182 293.“

Der Werkkanal wurde 1905 verlängert. Die nutzbare Energie des Wassers verdreifachte sich dadurch. Das Wasserrad wurde durch eine hochmoderne von Fa. Escher, Wyss und Cie in Ravensburg gebaute Francis Turbine mit einer Leistung von 100 hp ersetzt (hp = horse power, zu der Zeit übliche Bezeichnung für PS).

Am 5.4.1907 war in der Fachzeitung „Deutscher Teigwarenfabrikant“ über diesen Umbau ein ausführlicher Bericht abgedruckt:

„Elektrische Heizung einer Teigwarenfabrik (Auszüge):...die Anlage, welche bei ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb zur vollen Zufriedenheit funktioniert, ist wohl in ihrer Art die einzige auf der Welt ... dass nicht bloß in Amerika Unternehmungsgeist und weiter Blick vorhanden ist, sondern, daß auch in unserer Heimat, wo noch so viele schöne Wasserkräfte brach liegen, sich Verständnis für Wert und

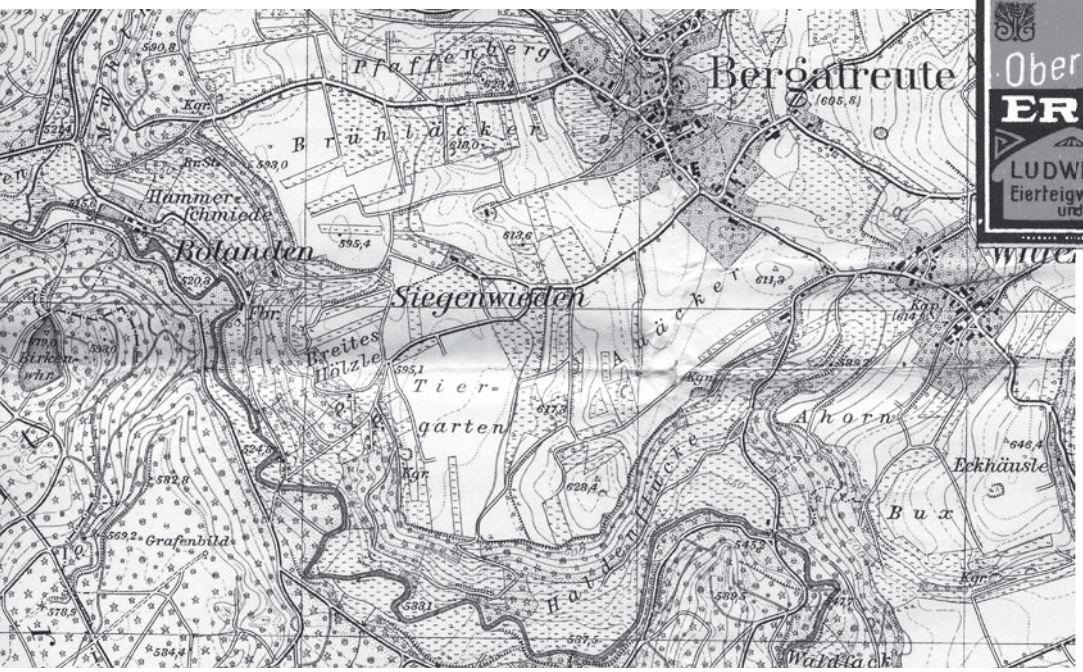
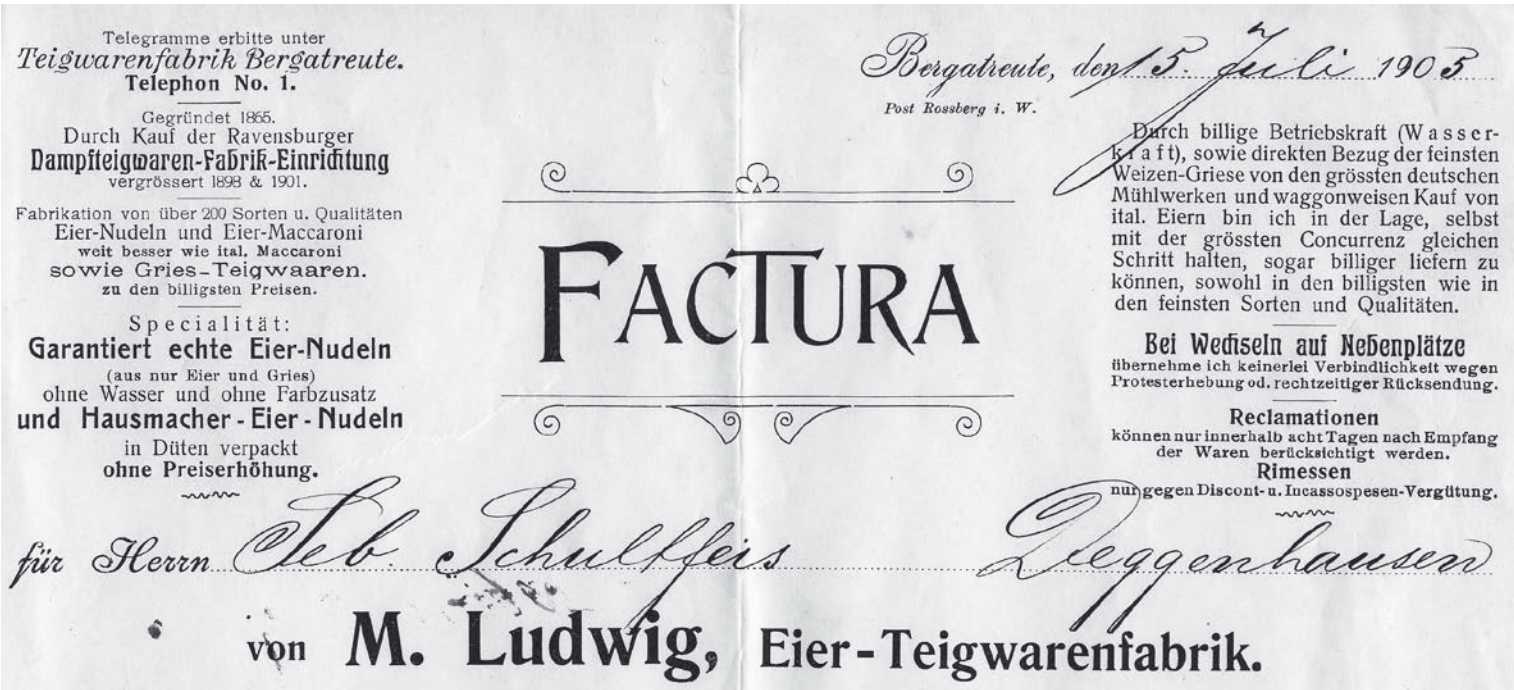


Abb. 1a: Nudeln Marke „Erzberger“

Abb. 1b: Lage der Nudelfabrik in Bolanden am Ausgang des Tales der Wolfegger Aach (Historische Top. Karte 1:25.000 des damaligen Königl. Württ. Statistischen Landesamtes)



Telegramme erbitte unter
Teigwarenfabrik Bergatreute.
Telephon No. 1.

Gegründet 1855.
Durch Kauf der Ravensburger
Dampfteigwaren-Fabrik-Einrichtung
vergrössert 1898 & 1901.

Fabrikation von über 200 Sorten u. Qualitäten
Eier-Nudeln und Eier-Maccaroni
weit besser wie ital. Maccaroni
sowie Gries-Teigwaaren.
zu den billigsten Preisen.

Specialität:
Garantiert echte Eier-Nudeln
(aus nur Eier und Gries)
ohne Wasser und ohne Farbzusatz
und Hausmacher-Eier-Nudeln
in Düten verpackt
ohne Preiserhöhung.

Bergatreute, den 15. Juli 1905
Post Rossberg i. W.

FACTURA

Durch billige Betriebskraft (Wasserkraft), sowie direkten Bezug der feinsten Weizen-Griese von den grössten deutschen Mühlwerken und waggonweisen Kauf von ital. Eiern bin ich in der Lage, selbst mit der grössten Concurrenz gleichen Schritt halten, sogar billiger liefern zu können, sowohl in den billigsten wie in den feinsten Sorten und Qualitäten.

Bei Wechseln auf Nebenplätze
übernehme ich keinerlei Verbindlichkeit wegen Protesterhebung od. rechtzeitiger Rücksendung.

Reclamationen
können nur innerhalb acht Tagen nach Empfang der Waren berücksichtigt werden.

Rimessen
nur gegen Discont- u. Incassospesen-Vergütung.

für Herrn Seb. Schultheiss Weggenhausen

von M. Ludwig, Eier-Teigwarenfabrik.

Abb. 2: Die Rechnung vom 15.7.1905 führt aus, dass Ludwig damals bereits über 200 Sorten Nudeln führte „weit besser wie italienische Maccaroni". Durch ... direkten Bezug der feinsten Weizen-Griese von den größten deutschen Mühlwerken und waggonweisen (!) Kauf von ital. Eiern bin ich in der Lage, selbst mit der größten Concurrenz gleichen Schritt (zu) halten, sogar billiger liefern zu können..." Die Rechnung zeugt von ausgeprägtem unternehmerischem Selbstbewusstsein!

Hebung dieser Schätze zeigt. Die Anlage bewährt sich vorzüglich!"

Die Zeitung, das zentrale Organ der einschlägigen Industrie und der Bäckereien, schreibt weiter auf der Titelseite, dass die von der Maschinenfabrik Esslingen gelieferte „elektrische Central-Heiz- und Trockenanlage" nur durch den Ausbau der Wasserkraft möglich geworden war.

Nachdem der Betrieb komplett elektrifiziert war wurde die Produktion kontinuierlich gesteigert, was sich aus den Steuerakten der Gemeinde Bergatreute nachvollziehen lässt.

Die volle Zufriedenheit der Besitzer endete wohl spätestens am 5. November 1908: Die Fabrik brannte zum ersten Mal fast gänzlich ab. Als Brandursache wurde ein Kurzschluss in der Zentralschalttafel festgestellt. Den Schaden trug die Versicherung.

„Heute Nacht 2 Uhr ist im Trockenraum der weltbekannten Nudelfabrik der Gebr. Ludwig in Bolanden Feuer ausgebrochen ... in wenigen Augenblicken standen beide Wohngebäude und die Magazine völlig in Flammen und brannten nieder ..., Turbinen und Maschinen sind völlig unbrauchbar geworden ..." (Quelle: Waldseer Wochenblatt)

1909 wurde die Nudelfabrik komplett neu aufgebaut. Neueste Erkenntnisse aus dem Bereich der

Abb. 3 zeigt Ludwig bereits 1905 als 28-Jährigen auf seinem Motorrad mit Frau. Zur gleichen Zeit schaffte er sich das erste Motorrad und das erste Automobil in Bergatreute an. Der Telefonnummer 1 nach zu urteilen hatte er wohl auch das erste Telefon.

ZEIT & WEI

Schwäbische Zeitung 24.03.90 • Als die Werbung laufen lernte • Von Ko

Gezackte Verführer

Beim Kaufmann gab es einst Reklamemarken, die heute gesuchte Raritäten sind

Mit den Stilmitteln der großen Plakate entworfen – Reklamemarken wie diese aus der Zeit um 1910 sollten Markenprodukte populär machen.
Bilder: Gerd D. Wolff

Einst hatten vor allem Kinder Spaß an den bunten Werbebildchen, die es gratis im Tante-Emma-Laden gab. Sie sammelten die hübschen, aber wertlosen Mini-Plakate in Pappkartons oder klebten sie in Schulhefte und Alben. Heute machen erwachsene Sammler Jagd auf die inzwischen wertvollen Miniaturen aus den Kindertagen der Werbung.

Reklamemarken aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sind allein schon deshalb zu begehrten Raritäten geworden, weil von den so schön „altmodisch" wirkenden frühen Werbebotschaften im Briefmarkenformat, die einst millionenfach verbreitet waren, nicht mehr viele übriggeblieben sind.

Damals sollten die gezackten Bildchen, die zum Aufkleben hinten gummiert waren, für Markenartikel „Reklame machen", wie es in den Anfangszeiten der Werbung ja noch hieß. Geworben wurde für alles: Schokolade, Schuhcreme, Waschmittel, Fahrräder oder Fleckenwasser.

Alle diese so unterschiedlichen Produkte hatten eines gemeinsam – sie waren nicht mehr namenlos. Fortschrittliche Unternehmer hatten längst den Markenartikel erfunden. Nicht einfach Waschmittel sollte der Kunde verlangen, sondern „Persil". Statt nur nach Schokolade zu fragen, sollte er auf „Deutschmeister" bestehen. Und Schuhcreme, bitte schön, nur von „Kavalier".

Schon seit den 1870er Jahren und dem Wirtschaftsboom der „Gründerzeit" hatten einzelne Hersteller ihren Produkten Namen gegeben. Damit wurden sie unverwechselbar und hoben sich ab von der namenlosen Ware mit ihrer oft schwankenden Qualität.

Der Markenname versprach dem Kunden gleichbleibende Güte. Um mit dieser neuen Verkaufsstrategie erfolgreich zu sein, mußten die Unternehmen kräftig die Reklametrommel rühren. Auf einprägsame und zugleich ästhetisch ansprechende Weise sollte das geschehen.

Ästhetisch ausgefeilte Reklameträger

So engagierten sie bildende Künstler für die Entwürfe ihrer Reklamemittel. Daraus ergab sich eine Verbindung von Kunst und Kommerz, die beiden zugute kam. Selbst berühmte Designer waren sich nicht zu schade, für die neuen Markenanteile zu werben.

Vor allem die Anhänger des Jugendstils sahen darin eine Chance, ihrem Anspruch nach „totaler ästhetischer Durchdringung des täglichen Lebens mit künstlerischen Formen" gerecht zu werden. So haben angesehene Zeichner wie etwa Alphons Mucha, Josef Sattler, Hermann Keimel oder Ludwig Hohlwein – der „Picasso der Graphiker" – Werbeplakate, Annoncen und andere Reklamemittel für Firmen entworfen.

Davon profitierten neben den millionenfach aufgelegten Sammelserienbildern auch die Reklamemarken. „Plakate en miniature" hat man die oftmals ästhetisch ausgefeilten kleinen Reklameträger auch genannt.

Ursprünglich waren sie als Verschlußmarken für Behörden- und Geschäftsbriefe gedacht. Etwa ab 1909 wurde sie dann massenhaft in der Produktwerbung eingesetzt, als Kleinstplakate zum Sammeln. Es gab sie einzeln oder in Sätzen, in verschiedenen Farben und Motiven, perforiert wie Briefmarken. Deren Sammler lehnten sie jedoch als „unseriös" ab.

Dennoch gab es schon bald Sammlerclubs und Tauschbörsen für Reklamemarken. Bereits 1912 fand in München die erste Reklamemarken-Ausstellung statt. Mit den Jahrzehnten kam dieses Werbemittel dann fast völlig aus dem Gebrauch.

Heute lassen die hübschen Reklameträger aus Urgromutters Kindheit wieder die Herzen von Sammlern höherschlagen, wenn hier und da ein Album auf einem Flohmarkt auftaucht. *Gert D. Wolff*

Zielgruppe der bunten Werbeträger waren häufig Kinder wie auf dieser Reklamemarke. Sie sammelten die bunten Bildchen, die heute von Erwachsenen als Raritäten gehandelt werden.

Abb. 4: Artikel der Schwäbischen Zeitung vom 24.3.1990 über die Reklamemarken, die heute gesuchte Raritäten sind. Der Autor ist stolzer Besitzer der hier abgebildeten Exemplare.

Abb. 5: Die Verpackung der Nudelmarken „Erzberger" und „Mehlsack"

Abb. 6: Josef Ludwig nutzte auch bereits Werbestrategien wie z.B. Vignetten bzw. Reklamemarken, die ursprünglich zum Verschließen von Briefen gedacht waren und von vielen Leuten gesammelt wurden. Sie machten ein Markenprodukt bekannt und waren häufig ästhetisch ausgefeilte Werbeträger. Ab 1909 wurden diese Reklamemarken allgemein in großem Umfang eingesetzt. 1912 fand bereits die erste Ausstellung statt.

Teigherstellung und Nudelproduktion wurden dabei berücksichtigt. Neu erstallt wurde ein Sägewerk mit Kistenfabrikation. Die Grossen Versandkisten aus Holz wurden nun selbst hergestellt und mussten nicht mehr zugekauft werden.

Nudeln Marke Erzberger

Ab 1912, zum 50 jährigen Firmenjubiläum, machte der damalige Reichstagsabgeordnete Matthias Erzberger für die Produkte der Gebrüder Ludwig Reklame. Erzberger war als Politiker in Oberschwaben sehr geschätzt und beliebt. Er eignete sich daher hervorragend als sympathischer Werbeträger.

Werbekarten, Rechnungsformulare und Preislisten der Firma wurden geändert und mit dem Slogan „Hochprima Oberschwaben Nudeln Marke Erzberger, in 40 verschiedenen Formen ... hergestellt nach patentiertem Verfahren ..., eigene Erfindung!" sowie einem Portrait Erzbergers ergänzt. Ein farbiges illustriertes Musterblatt, auf dem alle Nudelsorten und Verpackungen abgebildet waren, wurde eben-

Kurzbiografie von Matthias Erzberger 1875–1921, Politiker

Matthias Erzberger wurde 1875 in Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb als Sohn eines Schneiders und Postboten, also in einfachen Verhältnissen, geboren. Von 1891 – 1894 besuchte er das Lehrerseminar in Saulgau und war danach zwei Jahre als Lehrer tätig. 1896 – 1903 war er als Redakteur bei einer Stuttgarter Tageszeitung beschäftigt.

Seit 1903 war er Reichstagsabgeordneter des Zentrums. Sein Wahlkreis umfasste Biberach, Leutkirch, Waldsee, und Wangen. Innerhalb des Zentrums stieg er 1912 in die Fraktionsführung auf.

Im Oktober 1918 wurde er in der Regierung Max von Badens zum Staatssekretär ohne Geschäftsbereich ernannt. Nachdem er die Leitung der deutschen Waffenstillstandsdelegation übernommen hatte, unterzeichnete er als erster das Waffenstillstandsabkommen in Compiègne, welches den I. Weltkrieg beendete. Daraufhin verschärfte sich die Hetze der Rechtsradikalen. Sie beschimpften ihn als „Volksverräter" und „Novemberverbrecher".

Am 21. Juni 1919 wurde Erzberger im Kabinett Bauer zum Finanzminister und Vizekanzler ernannt. Der frühere Vizekanzler Karl Helfferich verfasste die polemische Schrift „Fort mit Erzberger". Daraufhin stellte Erzberger Strafantrag wegen Beleidigung. Am 12. März 1920 wurde Helfferich daraufhin zu einer Geldbuße verurteilt. Im Prozessverlauf wurde Erzberger durch Aussagen und Vorwürfe so stark diskreditiert, dass er als Reichsfinanzminister sein [Minister-] Amt niederlegte und zurücktrat (er blieb Abgeordneter).

Am 26. August 1921 wurde Matthias Erzberger auf einem Spaziergang von zwei ehemaligen Offizieren und Mitgliedern der Brigade Ehrhardt, bei Bad Griesbach (Schwarzwald) ermordet. Das Attentat war durch den Germanen-Orden unter Manfred von Killinger vorbereitet worden und richtete sich gegen Erzberger als Vertreter der Weimarer Republik.

Abb. 7: Am 31. August 1921 wurde Erzberger unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in Biberach beigesetzt.

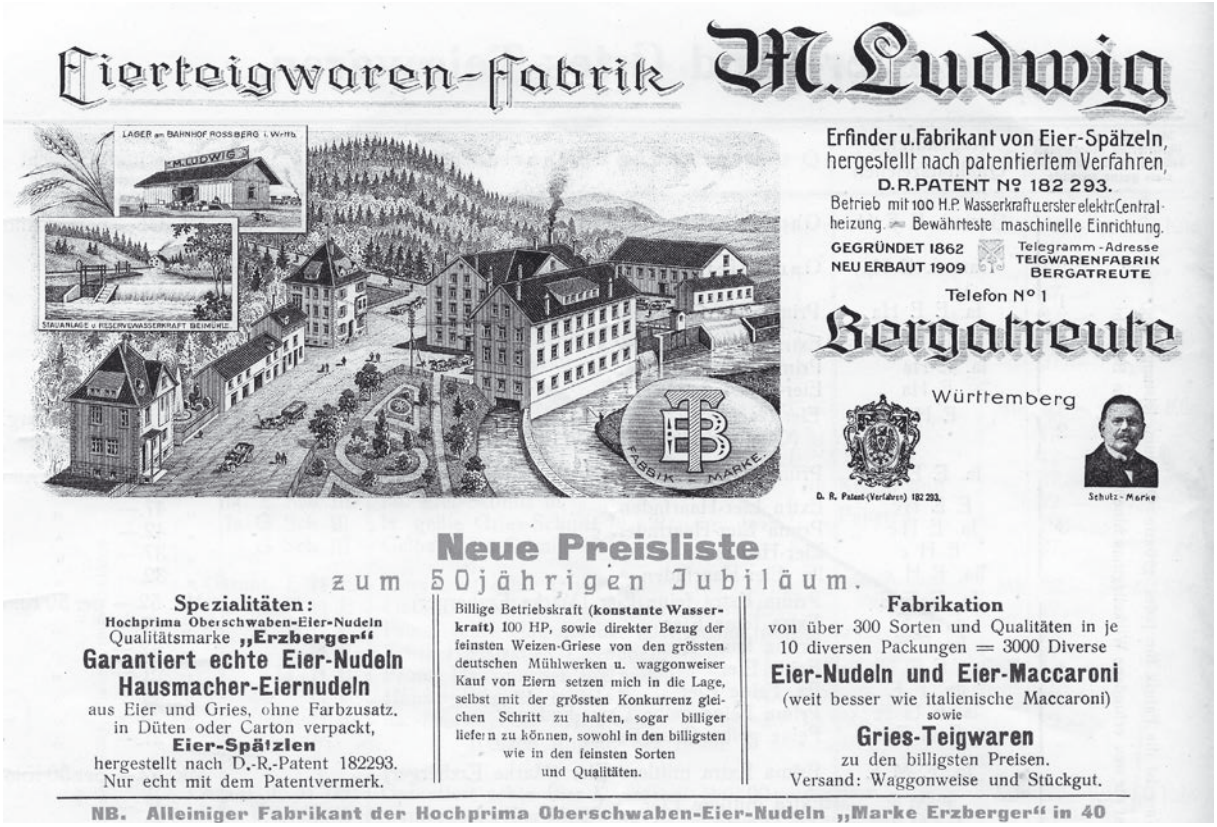


Abb. 8: Die neue Preisliste von 1912 mit Hinweis auf Patent, billige Wasserkraft, Lager am Bahnhof Rossberg und ausführlicher Darstellung seiner Fabrik, die hinsichtlich Anzahl der Fenster, der Schornsteine und in Bezug auf den barockähnlichen Garten stark übertrieben und fern der Realität war!

falls hergestellt. Die Nudelqualitäten waren wie folgt klassifiziert:

Josef Ludwig war mit dem Reichstagsabgeordneten und späteren Minister Matthias Erzberger befreundet. Wie diese Freundschaft zustande gekommen war lässt sich heute nicht mehr klären. Matthias Erzberger hat Josef Ludwig regelmäßig in Bolanden besucht. Christian Baumann (1906-2003) aus Bergatreute, ein Zeitzeuge erinnerte sich bei einem Gespräch 1990 gut an Erzbergers Besuche:

„Ich war damals etwa 12 Jahre alt und oft in Bolanden, weil meine Mutter da während des Krieges gearbeitet hatte. Wir Buben durften bei der Arbeit mithelfen und hatten als Lohn etwas zu Essen bekommen. Ich kann mich noch gut an den Erzberger erinnern. Er war immer mit einem Herrn Langenau im Auto und mit Chauffeur in Bolanden vorgefahren und wurde von Josef Ludwig herzlich begrüßt. Meistens waren sie dann ins Waldbad oder ins Bräuhaus (nach Rossberg) gefahren und hatten dort getafelt. Ich glaube die hatten sich aus der Schule oder vom „Studieren" her gekannt".

Während des Krieges (1915) hatte Josef Ludwig ein Problem: Er sollte 100 000 RM Strafe zahlen, weil er vermutlich auf dem Schwarzmarkt große Mengen Mehl gekauft hatte, welches streng kontingentiert war. Fast ein Jahr stand der Betrieb still. Danach wurde wieder produziert, wohl Tag und Nacht, denn die Steuern verdreifachten sich im Jahr 1916. Ob ihm Erzberger aus der Patsche geholfen hatte oder ob er den Kopf sonst wie „aus der Schlinge" ziehen konnte ist nicht mehr nachvollziehbar.

Daraufhin kam es zum Zerwürfnis zwischen den Brüdern Josef und Wilhelm. Wilhelm wurde von Zeitzeugen als sehr pingelig und penibel beschrieben. Das Verhältnis war durch diverse Eskapaden Josefs schon seit Jahren angespannt. Doch jetzt war das Fass wohl übergelaufen. Wilhelm ließ sich fast seinen ganzen Anteil an der Firma auszahlen und zog mit seiner Familie nach Weingarten. Einen Teil des Geldes ließ er in der Firma und war weiterhin als Reisender (Vertreter) tätig.

Nach dem Krieg pendelte sich den Steuerabgaben nach zu urteilen die Produktion wieder auf Vorkriegsniveau ein. Auch nach dem Tod Erzbergers 1921 wurden weiterhin Nudeln Marke Erzberger verkauft, wie der Prospekt aus dem Jahre 1927 beweist.

Abb. 9: Die Titelseite des Musterblattes des Sortiments von 1927 zeigt die produzierten unterschiedlichen Nudel-Qualitäten. Die höchste Qualität war „Marke Erzberger" – das farbig abgedruckte Sortiment findet sich auf der Rückseite des Heftes außen. Ein ähnliches Musterblatt existiert aus dem Jahr 1912!

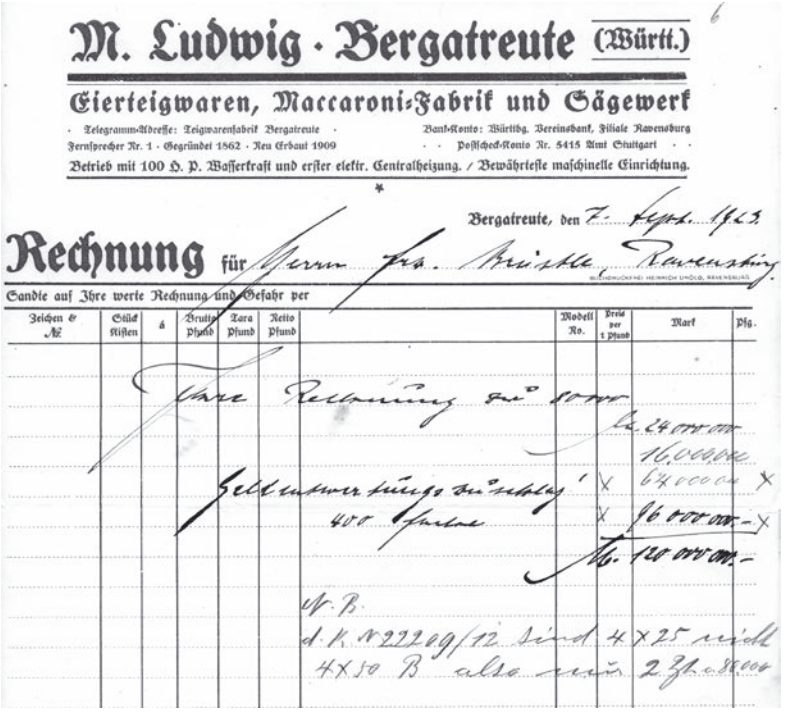
Der Charakter Josef Ludwig

Josef Ludwig war Zeit seines Lebens ein sehr selbstbewusster, manchmal skurriler und unangepasster Mensch. Dies zeigte sich im Umgang mit seinen Mitmenschen als auch im Umgang mit Behörden. In einem Schreiben an seinen Rechtsanwalt wegen der 100 000 RM Strafe schreibt er u.a.: ...

Durch unredliche Arbeiter und Diebesbande wurde mir mehr Mehl & Nudeln gestohlen als ich weiss, daher Mangel. Wurde mir sogar in letzter Zeit vermutlich von den eigenen Arbeitern, die Geschäftsschlüssel gestohlen. ... – ... Jeder Soldat und jeder Mann bestätigt gerne, dass am Gesetz machen in Berlin manchmal ganz verzagt und sehr übel daran gewesen waren wenn diese Leute (wenn ich nicht da gewesen der die Hungrigen speiste). Aber es scheint mir das Wort der Hlg. Schrift hat sich in Berlin gedreht und heisst wer die Hungrigen speist wird verdammt, gestraft und am Potsdamer Tor aufgehängt.(!)

Auch Statussymbole waren ihm sehr wichtig. Dies zeigte sich schon an seiner Telefonnummer 1, was wohl bedeutet, dass er in Bergatreute der Erste war, der ein Telefon besaß! Es war auch ungewöhn-

Abb. 10: Die Rechnung vom 7.9.1923 (?) zeigt einen Betrag von 120 Mio Mark und enthält einen „Geldentwertungszuschlag" von 64 Mio Mark, weil sich der Geldwert infolge Inflation täglich verringerte!


M. Ludwig · Bergatreute (Württ.)
Eierteigwaren, Maccaroni-Fabrik und Sägewerk
Telegramm-Adresse: Teigwarenfabrik Bergatreute · Bank-Konto: Württbg. Vereinsbank, Filiale Ravensburg
Fernsprecher Nr. 1 · Gegründet 1862 · Neu Erbaut 1909 · Postscheck-Konto Nr. 5415 Amt Stuttgart
Betrieb mit 100 H. P. Wasserkraft und erster elektr. Centralheizung. / Bewährteste maschinelle Einrichtung.
Bergatreute, den 7. Sept. 1923
Rechnung für Herrn Frz. Brüstle, Ravensburg
Sandte auf Ihre werte Rechnung und Gefahr per

Zeichen & №	Stück Kisten	á	Brutto Pfund	Tara Pfund	Netto Pfund		Modell No.	Preis per 1 Pfund	Mark	Pfg.
						Ware Rechnung zu 50000				
									M. 24 000 000	
									16 000 000	
						Geldentwertungszuschlag			64 000 000	
						400 Farbe			96 000 000	
									M. 120 000 000	

N.B.
d. K. № 22209/12 sind 4 x 25 nicht 4 x 50 B also nur 2 Zt. à 80 000

Abb. 11: Der Innenraum der Nudelfabrik war voll mit Holz verkleidet. Da die Nudeln unter hohem Energieeinsatz künstlich getrocknet wurden, war die Brandgefahr hoch.

Deutscher
Teigwaren-Fabrikant

Organ der Teigwaren-, Nahrungsmittel-, Konserven-, Chokolade-, Zuckerwaren- und Zwiebackfabrikanten, Konditoreien und Bäckereien.

No. 7 | Stuttgart, den 5. April 1907. | 3. Jahrgang.

Abb. 12: Titelseite „Deutscher Teigwarenfabrikant"

Wie vor 100 Jahren im Zentralen Organ der Bäckereien unter der Überschrift

Gesunde und billige Nahrungsmittel

für Cerealien und Nudeln geworben wurde
(Quelle: Zeitung vom 5.4.1907)

„In den großen Städten ... hat sich nach und nach die irrige Meinung verbreitet, der Mensch könne ohne Fleisch gar nicht mehr leben. Früher im alten Rom rief das Volk ... „Brot und Spiele" im Circus. Heute verlangen fast alle Menschen mehr als je zuvor ... nach billigem Fleisch, nach Bier und Vergnügen, ihnen genügt das Brot allein nicht mehr.

Einige gewissenlose Wurst- und Fleischfabrikanten ... lieferten dem Volke große Mengen verdorbener Fleischwaren, so dass massenhafte Erkrankungen, ja sogar Todesfälle die Folge davon waren. ...

Früher aßen die Menschen morgens ein kräftiges Roggenmus, Hafergrütze und ähnliches, heute aber muß fast ein Jeder morgens seinen Kaffee trinken, welcher ... bald darauf das Verlangen nach anderen Genussmitteln und scharfen Speisen wachruft.

Nur an Sonn- und Feiertagen kam früher ... Fleisch auf den Tisch ... Dabei waren die Menschen meist weit gesunder und arbeitsfreudiger als heute, wo sich immer mehr die Krankenhäuser, Irrenanstalten und Gefängnisse füllen. Soweit haben wir es gebracht, wie lange es aber noch so fortgehen kann, das ist eine Frage der Zeit. Wahrlich wir brauchen kein Fleisch und Blut zum Aufbau unseres ... Organismus und zur Erhaltung unserer Körperkräfte."

Wie mannigfaltig aber sind jene Speisen, welche sich mit Hilfe der Cerealien, speziell des Weizens bereiten lassen. Ich nenne da neben Brot als die wichtigsten die verschiedenen Arten von Nudeln, Makkaroni und anderen Teigwarenfabrikaten...."

Abb. 13 a+b und Titelseite: Die drei Bilder zeigen Ludwig zu verschiedenen Zeiten in 2 unterschiedlichen Autos: in seinem ersten Fahrzeug, einem eleganten Opel (vermutlich ein Darracq oder Doktorwagen) (mit Erzberger?) auf der Aachbrücke in Baienfurt, und vor dem Hotel Post und der Basilika in Weingarten. Bei dem anderen Fahrzeug handelt es sich um einen Opel 30/80PS Sport Viersitzer von 1924 mit der Aufschrift „Ludwig Sägewerk Bergatreute" (Titelseite); das Auto besaß einen 7,8 l- 6 Zyl. Motor. Dieses damalige Luxusfahrzeug lief 110 km/h Spitze, verbrauchte dafür allerdings fast 30 Liter Benzin auf 100 km.

lich, dass er selbst im Jahr 1905 ein Patent einreichte und erhielt. Ob die patentierte Spätzlemaschine je gebaut wurde oder ob das ganze lediglich der Werbung diente lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen.

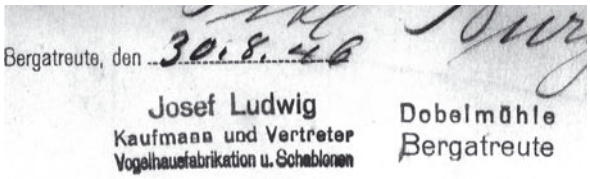
Besonders deutlich zeigt sich sein Selbstbewusstsein beim Autofahren, denn er besaß bereits als 28-Jähriger 1905 ein Motorrad, auf dem er sich mit seiner Frau ablichten ließ. Es war zu damaliger Zeit auch höchst ungewöhnlich, dass ein Unternehmer mit seinem offenen Sport-Viersitzer, welcher damals den Vermögenswert einer Arbeiterwohnung darstellte, Bretter und Nudelkisten transportierte wie Abbildung 11 zeigt.

Auch im Umgang mit Behörden war Ludwig ein streitbarer Mensch. Als die „Elektrizitätswerke Waldsee- Aulendorf AG" – die später in den Oberschwäbischen Elektrizitätswerken OEW aufgingen - 1918 die Wolfegger Aach komplett kanalisieren wollten und oberhalb von Bolanden ein großer Stausee entstehen sollte, war es Ludwig, der das Projekt mit Hilfe seines Wasserrechtes verhinderte, indem er nicht bereit war, dieses ablösen zu lassen. So hat es die Nachwelt Ludwig zu verdanken, dass die Aach sich heute noch durch ihr angestammtes, natürliches Flussbett bewegen darf.

Das Ende der Firma

1927 brannte die Fabrik zum zweiten Mal ab und wurde auch diesmal von Josef Ludwig wieder aufgebaut. 1930 wurde er jedoch zahlungsunfähig und schlitterte in den Bankrott. Ludwig hatte beträchtliche Summen von diversen Großabnehmern nicht mehr erhalten, da diese im Strudel der Weltwirtschaftskrise selbst in Schwierigkeiten geraten waren. So endete mit der Schließung der Firma und dem Ende der Nudelproduktion auch die Marke Erzberger als Nudelmarke.

Josef Ludwig kam über den Verlust seiner Fabrik nicht hinweg. Verarmt lebte er mit seiner Frau als Sozialfall auf Kosten der Gemeinde und wurde recht sonderlich. Er baute Vogelhäuschen und sägte aus Sperrholz Schablonen, die er in Ravensburg auf dem Markt verkaufte. Er fühlte sich immer noch als Fabrikant und hatte sich extra einen Stempel anfertigen lassen. ■


Bergatreute, den 30.8.46

Josef Ludwig
Kaufmann und Vertreter
Vogelhausfabrikation u. Schablonen

Dobelmühle
Bergatreute

Abb. 14 a+b: Josef Ludwig als verarmter Mann; für ein Bier spielte er in den Gasthäusern und Kneipen ein Liedchen auf seiner Geige. Er verstarb 1955 als armer verwirrter Mann. Daneben Briefkopf und Stempel vom 30.8.1946, die ihn als „Fabrikant von Vogelhäusern" ausweisen!

Ein Besucherleitsystem entsteht

Abb. 1+2: Heuernte war früher Handarbeit

von Bernd Auerbach

Das Bauernhausmuseum Wolfegg ist das einzige in Baden-Württemberg, das nicht nur Häuser, sondern eine ganze „Kulturlandschaft" aufweist. Dies erschließt sich aber nicht auf den ersten Blick, so dass es geschehen kann, dass ein Besucher mit Blick auf das Freigelände an der Kasse fragt: „Wo ist denn hier das Museum?" – dabei steht er genau davor!

Die Ursprünge dieser Planung gehen bis ins Jahr 1999 zurück, als eine Studentengruppe des Instituts für Landespflege der Universität Freiburg unter Leitung von Prof. Konold ein Leitbild für das Erweiterungsgelände entwarf. Dabei wurden diejenigen Elemente ausgewählt und beschrieben, die vor 150 Jahren für diese von Bauern geschaffene Kulturlandschaft des Allgäus prägend waren und die heute entweder verschwunden sind oder nur noch ein Nischendasein führen.

Diese Planung wurde im Jahr 2002 konkretisiert in einem „Arbeitsplan zur Umsetzung der Kulturlandschaft von 1850 auf dem Gelände des Bauernhausmuseums Wolfegg", der von Frau Bauer-Kreuzer, einer freiberuflichen Mitarbeiterin des Museums, erarbeitet wurde. Ein solcher Plan war nötig, um das bis dahin z.T. landwirtschaftlich intensiv genutzte Gelände umzugestalten. Sämtliche Arbeiten im Erweiterungsgelände (unabhängig von den dort aufgestellten Häusern Häusing und Urlau) basieren auf diesem Plan, z.B. die Pflanzung der Schneitelbäume,

Abb. 3: Färberdistel

Abb. 4–8: Das Landschaftsbild Oberschwabens wird heute von intensiv bewirtschafteten Mehrschnittwiesen bestimmt, die im Frühjahr durch ihre Löwenzahnblüte ins Auge fallen. Erst bei genauer Betrachtung entdecken wir Relikte einer früher vielfältigen, regional typischen Kulturlandschaft, die ihre Prägung der bäuerlichen Nutzung vergangener Jahrhunderte verdankt.

die Grabenunterhaltung, die Anlegung von Lesesteinhaufen sowie die Pflanzung von Färbepflanzen und Ackerwildkräutern. Diese Kulturlandschaftselemente nimmt der Besucher möglicherweise bisher kaum wahr, sie finden aber bereits seit Jahren Eingang in die Führungen von Schulklassen und Naturinteressierten!

Um dem „normalen“ Besucher die Augen für deren Besonderheiten zu öffnen, ist deshalb seit langem geplant, ein Besucherleitsystem zu installieren und einen dazugehörigen schriftlichen Führer zu erstellen.

Dazu hat die Fördergemeinschaft einen Auftrag erteilt, der weitgehend abgearbeitet ist. Das Ergebnis besteht aus 12 Tafeln ähnlich denen in den Häusern Häusing und Urlau, die seit längerem im Vorstand, im zuständigen Arbeitskreis und mit der Museumsleitung breit diskutiert wurden. Der Kern dieser Diskussionen drehte sich um die ganz zentralen Fragen:

- Für wen ist das Museum da?
- Was wollen wir erreichen und wie erreichen wir das am besten?
- Und: Wie machen wir das Museum interessant?

Aufgrund der 2008 gemachten außerordentlich guten Erfahrungen mit der „Räuberaktion“, die von Kindern begeistert aufgenommen wurde, haben Museumsleitung und Fördergemeinschaft vor, Fachleute einzuschalten, um zu prüfen, ob über die reine Aufstellung von Tafeln hinaus noch andere Formen der Vermittlung dieser historischen Inhalte infrage kommen können.

Auf der Grundlage unterschiedlicher natürlicher Standortbedingungen haben die Vorfahren das Land kultiviert und in Handarbeit bewirtschaftetet. Der Nutzung entsprechend entstanden verschiedene Landschaftselemente: tief eingeschnittene Fahrwege, Obstbaumalleen, Lesesteinhaufen, blühende Heuwiesen, Viehweiden, Hecken, Weiher sowie knorrige Kopfbäume sind ein Teil des reichen Erbes aus „Bauernhand“.

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts gibt es in der Landwirtschaft einschneidende Veränderungen. Der Einsatz moderner Maschinen ermöglichte das Arbeiten zunehmend unabhängig von natürlichen Gegebenheiten wie Feuchtigkeit und Nährstoffverfügbarkeit. Intensivierung und Aufforstung wurden die

Abb. 9–10: Auch im Allgäu gab es früher viel Ackerbau, der mit viel Handarbeit verbunden war.

Haupttendenzen in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg, weshalb der Verlust eines reichen kulturlandschaftlichen Erbes mit regionalem Charakter droht.

Seit dem Jahr 2001 bemüht sich das Museum „Elemente bäuerlicher Kulturlandschaft“ im Stile einer Kulturlandschaft nachzubilden wie sie um 1850 bestand. Die zwölf Elemente sollen auf einem Weg durch das Erweiterungsgelände und vier von ihnen sollen hier in aller Kürze exemplarisch vorgestellt werden:

Abb. 11: Ein PS beim Pflügen

Die erweiterte Dreifelderwirtschaft

Bis um 1850 war Oberschwaben ein klassisches Getreideanbau- und -ausfuhrland. Ca. 40 % der landwirtschaftlichen Fläche wurde ackerbaulich genutzt. Die Felder lagen auf ebenen, guten Böden um die Siedlungen angeordnet (arrondiert) und wurden in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach den Regeln der „Erweiterten Dreifelderwirtschaft“ umgetrieben.

Danach teilte sich die Ackerflur bei kleinen Bauern meist in:

- 1/3 Winterfeld
- 1/3 Sommerfeld
- 1/3 „Bebaute Brache“, die je zur Hälfte mit Hackfrüchten und Futterpflanzen bestellt war

Traditionelle Heuwiesen – vom Ackerbau zum „grünen“ Oberschwaben

Mitte des 19. Jahrhunderts setzte im südoberschwäbischen Raum die Abkehr vom Ackerbau und eine Hinwendung zur Milchwirtschaft ein. Infolge steigender Viehbestände kam den Wiesen eine wachsende Bedeutung zu. Das Bild der Landschaft wandelte sich zum „Grünland“.

Entwässerung und Düngung mit Mist verbesserten den Aufwuchs. Meist zweimal im Jahr - Mitte

Juni und im August/Anfang September wurde das Futter mit der Sense gemäht.

Hecken – „Gehölzstreifen" in Feld und Flur

Hecken sind lineare Gehölzbestände, überwiegend aus Sträuchern, aber auch Bäumen bestehend, von einem Krautsaum umgeben. Sie säumen Wege, Bäche, Felder, Wiesen und Weiden und strukturieren hierdurch das Landschaftsbild. Sie kommen spontan auf ungenutzten Grasrainen, Böschungen und Lesesteinriegeln auf. Entlang der Viehtriebe und -weiden wurden sie früher oft als „lebender Zaun" gepflanzt. Besonders dornenbewehrte Rosen, Weiß- und Schwarzdornbüsche sollten das Vieh von Ackerflächen fernhalten.

Wegraine – „Grenzstreifen" zwischen Weg und Nutzfläche

Oftmals bunt blühende Raine säumten früher die gekiesten, zum Teil tief eingefahrenen Wege. Diese schmalen „Grasstreifen" entstanden, wenn Felder, Wiesen oder Weiden nicht bis an den Weg bewirtschaftet werden konnten. So verlangte der Ackerbau mindestens einen „Grassaum", um die Feldfrucht nicht durch Viehtrieb zu gefährden.

Vor allem entlang der Straßen waren die Säume oft mit Obstbaumalleen bestanden, die Schatten spendeten und begehrte Früchte lieferten. Weitgehend unbekannt ist, dass wir dies einer Förderung des württembergischen Königs verdanken, der dies anlegen ließ! ■

Abb. 12: Die Schneitelbirke wurde vom Besenbinder genutzt!

Abb. 13: Prächtiges Streuobst am Straßenrand

Das Gebäude Blaserhof 1 kommt ins Museum!

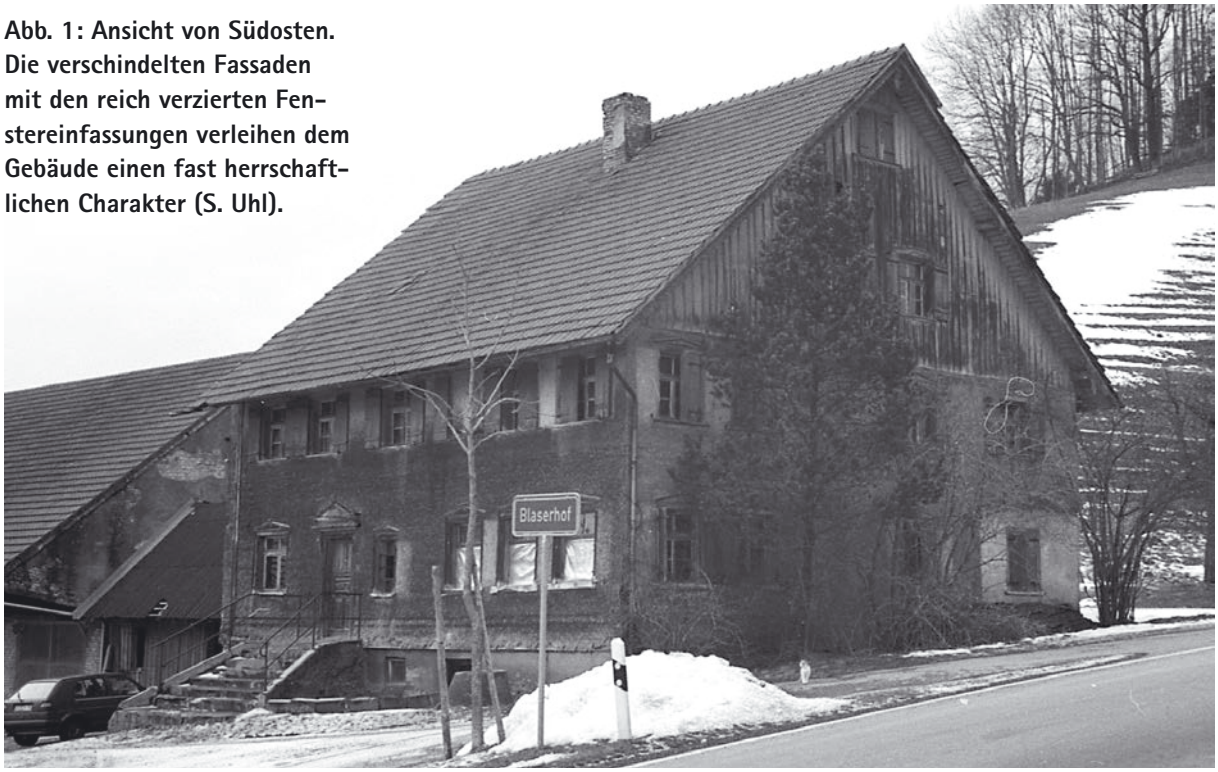


Abb. 1: Ansicht von Südosten. Die verschindelten Fassaden mit den reich verzierten Fenstereinfassungen verleihen dem Gebäude einen fast herrschaftlichen Charakter (S. Uhl).

von Stefan Uhl

Das nunmehr nach langer Vorbereitungszeit zur Translozierung ins Bauernhausmuseum Wolfegg anstehende Gebäude Blaserhof 1 stellt nicht nur ein besonders ansehnliches, sondern auch ein in baugeschichtlicher Hinsicht ausgesprochen interessantes Gebäude dar. Nördlich von Amtzell an einem hoch aufsteigenden Südhang gelegen, schaut es zusammen mit der zugehörigen Hofanlage weit über das Allgäu hinweg gegen die Berge, während ihm andererseits seine Lage direkt an der Straße von Amtzell nach Hannober die Beachtung vieler Autofahrer schenkt: Der stattliche zweigeschossige Bau mit seinem hohen Satteldach, dem vollflächigen Schindelschirm und der großzügigen, mit reich verzierten Rahmen umgebenen Befensterung macht für jeden deutlich, daß es sich bei ihm nicht nur um ein „einfaches Bauernhaus", sondern um das repräsentative Wohnhaus einer prosperierenden Hofanlage handelt.

Ursprungsbau von 1711/12

Der dendrochronologischen Datierung des Kernbestandes zufolge wurde das Bauholz für den ursprünglichen Bau im Winter 1711/12 geschlagen. Demnach dürfte der zugehörige Ursprungsbau noch im Folgejahr abgezimmert worden sein. Ob sich an derselben Stelle schon ein Vorgängerbau befand, läßt sich am Baubestand heute nicht mehr ablesen.

Beim ursprünglichen Gebäude handelte es sich dem Baufund zufolge um ein eingeschossiges Bauernhaus, das in Ständerbohlenbauweise errichtet war. D.h., das Gebäude besaß ein richtiggehendes Fachwerkgerüst, bei dem die Wandflächen aber

nicht mit Mauerwerk oder Lehmflechtwerk, sondern mit balkenstarken Bohlen - den sog. Blockbohlen - geschlossen waren. Damit unterscheidet es sich von einem regelrechten Blockbau, bei dem die ganze Hauskonstruktion aus Balken, aber ohne Ständer in den Ecken zusammengefügt wurde. Der ursprüngliche Bau erstreckte sich schon über die ganze Länge des heutigen Baues hinweg, war aber noch nicht so tief wie der heutige Bau. Er umfaßte nur den südlichen und den mittleren Teil des heutigen Hausvolumens.

Seinen Unterbau bildete ein gemauertes Kellergeschoß, das an der Südseite sockelartig hoch über das nach Süden fallende Gelände emporstieg. In seinem Inneren befanden sich mit Balkendecken überspannte Kellerräume, die die Grundrißgliederung des Erdgeschosses nachzeichneten. Die Wände des Kellergeschosses waren in Wacken gemauert, und der mittlere Hausteil war nur im südseitigen Bereich unterkellert. Diese Kelleranlage zeichnet sich im heutigen Bestand noch gut ab.

Im Erdgeschoß hat sich die ursprüngliche Bausubstanz noch sehr umfangreich erhalten. Die Außenwände und ein größerer Teil der Innenwände hat sich im heutigen Baubestand noch erhalten und gibt auch die heutige Grundrißgliederung vor. Lediglich die Westwand und Teile der Innenwände sind später erneuert worden. Im ursprünglichen Zustand müssen wir - so wie heute - in der Südostecke eine große Stube als Hauptwohnraum suchen, an die sich rückwärtig, d.h. gegen Norden - eine kleinere Kammer anschloß. In der Hausmitte lag ein die ganze Hausbreite durchziehender Flur, in dem wir auch die Küche und die Feuerungsöffnung für den Stubenofen suchen müssen. Die westliche Zone war in kleinere Kammern unterteilt. Über dem Erdgeschoß setzte im ursprünglichen Zustand direkt das Dachwerk an, das uns in Plänen des 19. Jahrhunderts als mäßig steil geneigtes Satteldach überliefert ist.

Hinweise darauf, daß sich das Gebäude ursprünglich weiter nach Westen erstreckte und damit auch einen Wirtschaftsteil umfaßte, ließen sich bislang nicht gewinnen. Damit dürfen wir davon ausgehen, daß der Bau von Anfang an das Wohngebäude einer Hofanlage darstellte.

Hauserweiterung 1844

1844 wurde das Gebäude nach Norden hin erweitert und zugleich auch an der Nordseite um ein volles Geschoß aufgestockt. Damit erhielt der Bau seine heutige Grundfläche. Während der vorhandene Baubestand weitgehend unverändert erhalten blieb, wurden damals im Erdgeschoß die nordseitigen Räu-

Abb. 2: Die Ansicht von Norden zeigt die Rückansicht des Gebäudes. Die rechte Wandhälfte war ursprünglich durch den vorgebauten Schweinestall verdeckt (S. Uhl).

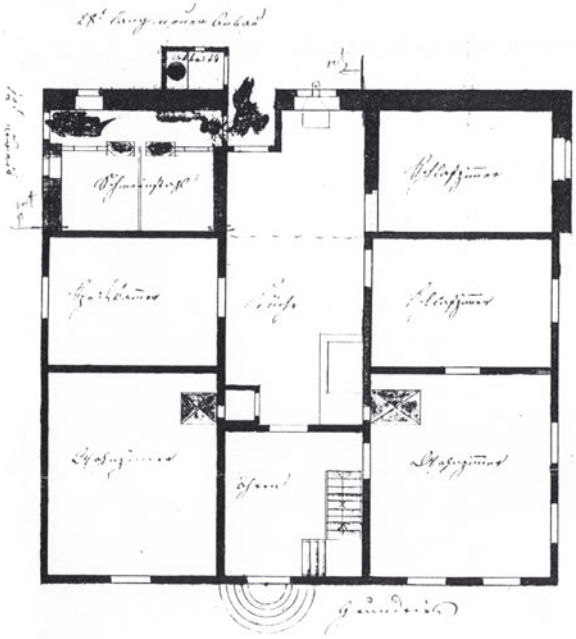
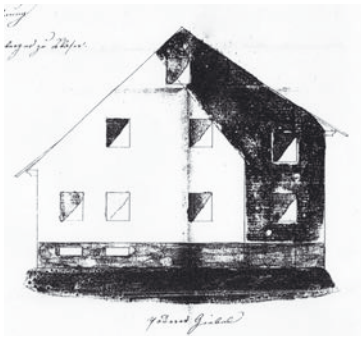


Abb. 3: Erdgeschoßgrundriß von 1844 mit Darstellung der ersten nordseitigen Erweiterung des Gebäudes.

Abb. 4: Ostansicht des Gebäudes von 1844 mit Darstellung der ersten nordseitigen Erweiterung und der einhüftigen Aufstockung des Gebäudes. Der im Kern auf die Zeit um 1711/12 zurückgehende Kernbau ist gut zu erkennen.



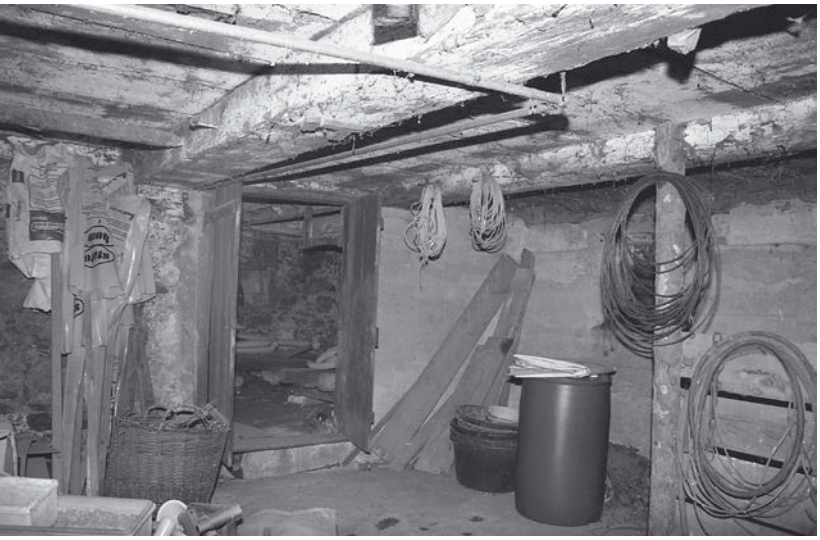


Abb. 5: Blick in den südöstlichen Kellerraum, der noch auf die Entstehungszeit des Gebäudes zurückgeht.

Abb. 6: Die südöstliche Stube im Erdgeschoß zeigt mit Boden, bemalter Putzdecke, Kachelofen und Täfer geschlossen das Erscheinungsbild aus dem frühen 20. Jahrhundert.

me angefügt. Sie waren von starken Massivwänden umschlossen. Der alte Küchenflur in der Mitte des Hauses wurde nun nach Norden in den Anbaubereich hinein erweitert. In diesem Zustand lag in der Südostecke des Hauses eine große Stube („Wohnzimmer") mit von der Küche aus heizbarem Hinterladerofen, während sich nordseitig - also entlang der östlichen Stirnseite gereiht - zwei als Schlafzimmer bezeichnete Räume anschlossen.

In der Hausmitte befand sich südseitig ein etwa quadratischer Eingangsflur („Öhrn"), an den nordwärts die bis zur nördlichen Außenwand reichende Küche anschloß. In ihrer Südostecke befanden sich der Herd, die Feuerungsöffnung für den Hinterladerofen sowie ein großer Rauchfang, während in der Südwestecke eine kleine Heizkammer für einen Ofen im benachbarten südwestlichen Eckraum lag. An der nördlichen Stirnseite der Küche befanden sich ein damals noch kleines Fenster und seitlich daneben ein durch einen Windfang abgeschotteter Rückeingang. In der westlichen Zone des Erdgeschosses schließlich kamen in der Südwestecke ein zweiter heizbarer, als „Wohnzimmer" bezeichneter Raum, eine Fruchtkammer und in der Nordwestecke ein zweiteiliger Schweinestall zu liegen. Außen war hier zudem ein kleiner Abortvorbau angesetzt.

Im Dachbereich wurde 1844 der vorhandene Dachraum zu Wohnzecken ausgebaut, während an der Nordseite ein volles Geschoß aufgesetzt wurde. Von einem Mittelflur erschlossen, befanden sich damals über dem Erdgeschoß insgesamt sieben Räume, und zwar vier „Schlafzimmer", zwei „Gesindekammern" und eine weitere Kammer „für Geräthschaft". Über dem südlichen Teil wurde das alte Dachwerk beibehalten, während über dem erhöhten nördlichen Teil mit diesem zusammen ein neues Dachwerk aufgesetzt wurde, so daß das Gebäude mit seiner eingeschossigen Südfront und der zweigeschossigen Nordfront nun eine asymmetrische Außenerscheinung erhielt.

Aus der Zeit dieses Umbaues haben sich im heutigen Bestand die neuen nordseitigen Wände und Decken erhalten, und bis auf den Umstand, daß der Flur des Dachgeschosses später bis zur nördlichen Außenwand durchgeführt wurde, stimmt auch die seinerzeitige Grundrißgliederung mit dem heutigen Bestand weitgehend überein.

1904 – die heutige Gestalt

Seine heutige Form erhielt das Gebäude zu Beginn

Abb. 9: Stubenkammer im Erdgeschoß mit holzverkleideter Nebentreppe zum Obergeschoß.

Abb. 7: Die zweite, kleinere Stube in der Südwestecke des Gebäudes ist mit einem Kachelofen heizbar, insgesamt aber einfacher ausgestattet als die große Stube.

Abb. 8: Blick durch die geräumige Küche nach Süden und nach Norden.

des 20. Jahrhunderts. Damals wurde es auch an der Südseite aufgestockt, so daß nun ein vollwertiges Obergeschoß ausgebildet war, und mit einem die ganze Grundfläche überspannenden, hohen Satteldach überdeckt. Die neuen Wände des Obergeschosses wurden interessanterweise wiederum als Fachwerkwände mit Blockbohlenfüllungen aufgeführt, wobei als Wandfüllungen Altholz Verwendung fand. Der Dachstuhl wurde aus bebeiltem und aus gesägtem Holz vollständig neu abgezimmert. Im Inneren erfolgten ansonsten nur einzelne Veränderungen an der Innengliederung, doch wurde der Bau mit neuen Täfern, Türen und Bemalungen sehr umfangreich neu ausgestattet. Auch die Außenfronten erhielten mit der nunmehr aufgebrachten vollfächigen Verschindelung an Süd- und Ostseite - den beiden Hauptschauseiten - eine neue Erscheinung. Die von der Straße abgewandte Westseite war hingegen nur verbrettert, doch erhielten auch ihre Fenster - so wie jene der Schauseiten - aufwendige hölzerne Rahmungen. Die Türöffnung an der Südseite wurde ebenfalls aufwendig gerahmt, der Ortgang an der Ostseite wurde mit gesägten Zierbrettern versehen, und vor dem Hauseingang wurde eine große Freitreppe errichtet, so daß sich der Bau nach außen hin reich verziert und damit auffallend repräsentativ, fast wie ein Herrenhaus, darstellte. Unansehnlich blieb nur die Rückseite. Hier wurde der alte Abortvorbau entfernt, und an seine Stelle trat ein großer Schweinestall vor dem westlichen Wandbereich, der sich mit einem vom Hauptdach herab abgeschleppten Pultdach an den Hauptbaukörper anlehnte.

Abb. 10: Bestandspläne des Gebäudes (S. Uhl)
a Ansicht Südseite
b Ansicht Ostseite

Wertvolles Zeugnis für ländliche Wohnkultur kurz nach 1900

In der heutigen Form besticht das Gebäude nicht nur durch seine umfangreich erhaltene historische Baukonstruktion, sondern auch durch die gut erhaltenen Reste der historischen Ausstattung. Fenster, Türen, Täfer, textile Wandbekleidungen, aber auch Plattenböden, Kachelöfen und Kücheneinrichtung sind quasi auf dem Stand von 1904 stehen geblieben und vermitteln heute noch ein geschlossenes Bild vom Zustand des Gebäudes in jener Zeit. Entsprechend ist es auch die Zielrichtung der Translozierung, diesen Bauzustand nach der Wiedererstellung im Bauernhausmuseum Wolfegg wieder lebendig werden zu lassen. ■

„Erhalte das Alte!“

Wir zeichnen Personen aus, die wertvolle Bausubstanz durch Sanierung erhalten haben

Die „Fördergemeinschaft zur Erhaltung des ländlichen Kulturgutes e. V.“ verfolgt den Satzungszweck,

„... durch die Erhaltung des ländlichen Kulturgutes, insbesondere die Schaffung eines ... Bauernhausmuseums, die Formen bäuerlichen Lebens, Arbeitens und Wohnens in unserem Raum einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen ...“

Um diesem Ziel nicht nur im Museum näher zu kommen, zeichnen wir Personen aus, die sich in irgendeiner Form verdient gemacht haben, indem sie – entgegen Zeitgeist und Gewinnmaximierung! - kulturgeschichtlich wertvolle Bausubstanz an Ort und Stelle erhalten haben. Mit der Prämiierung möchten wir der Öffentlichkeit Personen vorstellen, deren Handeln meist im Verborgenen geschieht und die sich im Sinne unseres Satzungszweckes verdient gemacht haben. Die Preisverleihung bitten wir als symbolisch zu verstehen, da unsere finanzielle Unterstützung dem Museum gilt und wir keine Reichtümer zu verschenken haben.

Wir stellen Ihnen hiermit diese Leute – Idealisten, um die es sich meist handelt – in Wort und Bild vor und lassen sie auch zu Wort kommen. Nebenbei erfahren Sie einiges über den jeweiligen Haustyp, seine Merkmale, Bedeutung und Verbreitung. Im Jahr 2008 handelte es sich um folgende Personen:

1. **Ehepaar Neumeier-Keller**
   Furt 1
   88368 Bergatreute
2. **Ehepaar Jeni**
   Haselburg 5
   88299 Leutkirch
3. **Ehepaar Dr. Simone und Bruno Werner von Kreit**
   Mosisgreut
   88267 Vogt

1. Hof Neumeier – Keller in Bergatreute – Furt 1

von Karlheinz Buchmüller

Wann der Hof in Furt gebaut wurde, ist bis heute noch nicht erforscht. Die ersten Unterlagen im Urbar finden wir 1821, in dem das Bauernhaus wie folgt beschrieben wird: "Ein zweistöckig Wohn – Oekonomie- Gebäude, gemauert, geriegelt von Holz mit Walmen und Strohdach und Schopf".

Es hat einen längsrechteckigen Grundriss, der mit seiner vorderen Schmalseite zur Straße von Bergatreute nach Roßberg hin orientiert ist. Die Traufseite ist wie bei den meisten Bauernhäusern in Oberschwaben nach Süden ausgerichtet und zeigt uns bei diesem historischen Gebäude, in der Reihenfolge die einzelnen Gefache, das Wohnen, das Arbeiten, die Viehhaltung und das Lagern. Das Altoberschwäbische Bauernhaus ist ein Eindachhaus, bei dem sämtliche Funktionen des täglichen Ablaufs unter einem Dach vereint sind. Bei diesem Beispiel von Furt ist der fünf-zonige Grundriss unverändert erhalten geblieben. Die einzelnen Gefache laufen quer zur Firstlinie und an der Längsseite wird das Haus erschlossen.

Der Unterbau des Gebäudes und die Stirnseite mit dem ersten Obergeschoss sind gemauert. Das Mauerwerk im Stuben- und Kammerbereich war ursprünglich stärker, bei dem historischen Foto erkennt man noch die Vormauerung mit dem Plattenabschluss. Heute jedoch ist es gleichlaufend mit den restlichen Fachwerkwänden. Im 17. Jahrhundert war es bereits üblich, die Küche aus dem Flur hinter die Stube zu verlegen. Dadurch bekam die Küche einen unmittelbaren Zugang von außen, also eine zusätzliche Aufschließung des Hauses von der Giebelseite her. Das 1946 gemalte Aquarell zeigt noch diesen Zugang zur Küche.

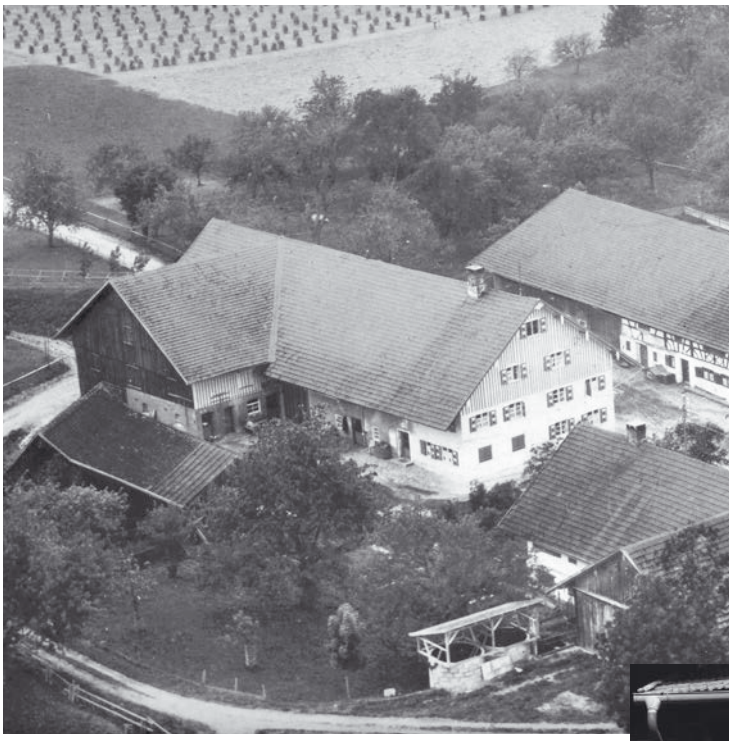
Später wurde der Zugang geschlossen. Im Wirtschaftsbereich des Gebäudes treffen wir auf eine an den Wohnteil anschließende, zweigeschoßhohe Tenne. In der östlich folgenden dritten und vierten Zone folgen der Stall und

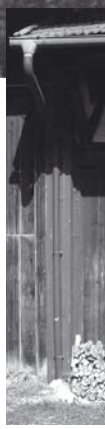
der Schopf, der in dieser abgeschleppten Form beim Altoberschwäbischen Bauernhaus zu finden ist. Es war die Remise, in der die Fahrnis untergebracht war.

Das ursprüngliche Strohdach war an der Giebelseite ein Halbwalm, der vermutlich bei der Neudeckung durch Ziegel um einen Viertelstock erhöht wurde (siehe historisches Bild). Dabei wurde das Fachwerk an der Giebelseite teilweise erneuert. Die Fenster waren ursprünglich sechsteilig, sie sind aber mit geringen Veränderungen erhalten, sodass ein harmonischer Gesamteindruck entsteht, der in dieser Form nur noch selten anzutreffen ist.

Seit 1861 ist die Familie mit einem Josef Keller als Bauer auf diesem Hof verbürgt. In der folgenden Generation war dann wieder ein Josef Keller Eigentümer, der Großvater der heutigen Besitzerin, (auf dem kleinen Bild im Garten) er war Landtagsabgeordneter des Zentrums in der Weimarer Republik. Er hatte mit seiner Tochter die Landwirtschaft bis 1963 betrieben; danach diente das Bauernhaus bis heute als sehr gepflegtes Wohnhaus des Ehepaares Neumeier – Keller. ■

2. Ehepaar Jeni in Leutkirch – Urlau, Haselburg Nr.5





von Bernd Auerbach

Bei dem Haus Haselburg 1 handelt es sich um ein hervorragend erhaltenes Allgäuer Flachdachhaus, das sehr wahrscheinlich 1799 erbaut wurde und dessen guter Erhaltungszustand allein Herrn Jeni zu verdanken ist. Die Jahreszahl findet sich in einem Wandkästchen in der Stube, deren Mobiliar vollständig erhalten ist. Ob es einen Vorgängerbau gegeben hat, ist nicht belegt. Es ist ein Haustyp, der in dieser Form bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts im Allgäu gebaut wurde.

Dieses zweistöckiges Wohnhaus hatte ursprünglich ein mit Holz, sogenannten Landern, gedecktes flaches Satteldach (ca. 25°), das später mit Ziegeln gedeckt wurde. Das Erdgeschoß umschließt eine etwa 30 cm starke Ziegelwand, die vor die eigentliche Holzwand gemauert wurde. Es ist eine etwa 30 cm starke Bohlenständerwand.

Diese Vormauerung des Erdgeschosses ist besonders typisch für das Bauernhaus im gesamten

Voralpengebiet. Die Rückseite der Bohlenwand zur Stube hin, wurde bei allen Allgäuer Stuben vertäfert, ebenso die Stubendecke. Auf der Bohlenwand, dem eigentlichen konstruktiven Element, steht dann die Fachwerkwand des Obergeschoßes.

Eine weitere Besonderheit ist an der Giebelseite zu sehen. Das rechte Drittel dieser Giebelwand besteht aus einer einfachen verbretterten Fachwerkkonstruktion, hinter der sich - durchgehend über die ganze Hauslänge - der Schopf verbirgt. Außerdem befindet sich in der Giebelwand eine Türe, die in die Küche führt. Die nach Süden ausgerichtete Traufseite zeigt uns die einzelnen Zonen, Wohnteil, Flur, Stall und Tenne.

Herr Jeni erhielt den Hof 1952 von seinem Vater Franz Xaver und heiratete in diesem Jahr Pauline Ummenhofer. In den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden ca. 25 Milchkühe und 14 Stück Jungvieh gehalten. 1984 mußte er gesundheitsbedingt die Landwirtschaft aufgeben, nachdem er 1979 das Wohnhaus mit fachlicher Unterstützung des Landesdenkmalamtes umgebaut hatte. Bereits 1960 war das Ökonomiegebäude stilgerecht erweitert und umgebaut worden.

Ebenfalls erhalten ist das Backhaus aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das an derselben Stelle einen Vorgängerbau hatte. In dem erhaltenen Backhaus wurde bis nach dem zweiten Weltkrieg noch gebacken.

Durch die Vergrünlandung des Allgäus in der zweiten Hälfte des 19.Jahrhunderts, wurden die meisten Bauernhäuser „aufgestockt“, d.h. die Dächer wurden steiler, weil mehr Stauraum für das Viehfutter notwendig wurde. Deshalb ist das Haus Jeni in Haselburg für die Landschaft besonders bedeutsam, da es noch die ursprüngliche Allgäuer Hausform darstellt.

Im Zusammenhang mit dem Artikel von Zimmermann über die Beschäftigung von Kriegsgefangenen in der Landwirtschaft ist interessant, dass in der Ortschronik von Haselburg belegt ist, dass auf dem Hof sowohl im 1. Weltkrieg Kriegsgefangene aus Serbien und Russland (von denen einer am 28.10.1918 fliehen konnte!) und im 2. Weltkrieg solche aus Frankreich und Belgien gearbeitet haben. ■

3. Das Landschlösschen zu Mosisgreut – originalgetreu restauriert

Abb. 1: Schlösschen, Ansicht von Nordosten, links die Kapelle, rechts das Türmchen mit Wassergraben

Abb. 2: Schlösschen, Schnitt Blick nach Westen mit Baualterskartierung

von Dr. Simone und Bruno Baron Werner von Kreit

Retten oder verfallen lassen? Diese Frage stellte sich für uns nicht wirklich, da das Schlösschen das Herzstück des noch heute landwirtschaftlich genutzten Anwesens Mosisgreut ist.

So steht es mittig in dem vorhandenen denkmalgeschützten Gebäudeensemble auf einem sofort ins Auge springenden Hügel. Ein leerer Hügel umringt von alten Gebäuden hätte sicher ein trauriges und befremdendes Bild eines Rittergutes abgegeben. Es war schlicht Verpflichtung, diesem besonderen ländlichen Kulturgut in Oberschwaben Zukunft zu geben und somit ein Stück Heimat zu bewahren.

Und so begann ein spannendes Unternehmen, was von Anfang an auch skeptische Stimmen hervorgerufen hatte. Vor allem waren es erhebliche statische Probleme, welche es in Griff zu bekommen galt. Zudem bestanden deutliche Schäden an der Bausubstanz. Seit den 70ger Jahren stand das Schlösschen leer und Instandsetzungsmaßnahmen waren seit über 80 Jahren weitgehend ausgeblieben.

Die ersten Schritte sind bereits 2005 eingeleitet worden. So wurden Anträge beim Denkmalamt Tübingen und bei der Denkmalstiftung Baden Württemberg eingereicht und wegen der Dringlichkeit eine Genehmigung auf vorzeitigen Baubeginn eingeholt. Auch liefen umfangreiche Voruntersuchungen, die nicht nur vom Denkmalamt gefordert wurden, sondern sich auch für uns als sehr interessant herausstellten. Vor allem die detaillierte Voruntersuchung der Bauhistorikerin Anja Krämer lieferte einen wertvollen Beitrag, um die vielschichtige Bauweise des Schlösschens zu entschlüsseln und zeitlich einzuordnen.

Es wurde bereits damals deutlich, dass wir es mit einem sehr komplexen, facettenreichen Gebäude zu tun hatten.

Der erste Knoten folgte auf dem Fuße. Aufgrund ausführlicher statischer Voruntersuchungen wurden

Abb. 3: Freigelegtes Kellergewölbe von oben

Abb. 4: Die mittels Holzkonstruktion gesicherten und abgehängten Zwischenwände über dem freigelegten Kellergewölbe

Lösungskonzepte erarbeitet. Knackpunkt war das mittelalterliche Kellergewölbe, das aufgrund einer seitlich ausweichenden Außenwand durchhing und dem zusätzlich noch sämtliche Lasten der oberen Stockwerke wie Kachelofen, Küchenofen, Räucherkammer im Scheitel saßen. Es bedurfte dreier Konzeptvorschläge, um schließlich eine dem alten Gemäuer angemessene Lösung zu finden. Vereinfacht erklärt wurde eine Art Betonbrücke über das marode Gewölbe gebaut, die die Lasten auf die senkrechten Fundamentmauern des Gewölbes ableitete.

Die eigentlichen Instandsetzungsarbeiten begannen im April 2007. Als vorteilhaft erwies sich, dass der Statiker zugleich Zimmermann war. So wurde der sehr angegriffene Dachstuhl, der aufgrund diverser Umbauten ebenfalls erhebliche statische Mängel aufzeigte, fachgerecht und aus einer Hand sehr schön wieder hergestellt. Das Dachwerk besitzt mit angeplatteten Kopf- und Fußbändern eine „altehrwürdige“ Holzverbindung, die ab Mitte des 16ten Jahrhunderts nur noch selten verwendet wurde.

Bezüglich der Außenfassade war man darauf bedacht, die Patina des Alten möglichst zu erhalten. Und so hatten wir nach langem und strapaziösem Suchen das Glück, endlich die notwendigen 8000 alten von Hand gestrichenen Bieberschwanzziegeln aufzutreiben. Zu den Strapazen der Suche kam der erhebliche Mehraufwand beim Verlegen. Da die Dachhaut wesentlich zum historischen Gesamteindruck des alten Gemäuers beiträgt, nahmen wir den erhöhten Aufwand gerne in Kauf.

Bis auf den Treppenturm und den ebenerdigen Keller wurde das Schlösschen ringsum verschindelt. Auch dies sorgte im Vorfeld für Diskussionen, da man durch diese Maßnahme eine Einbuße des herrschaftlichen Charakters fürchtete. Doch Voruntersuchungen ergaben, dass das Gebäude in den Obergeschossen ursprünglich verschindelt war. Und so wurden 100 000 Fichtenschindeln aus dem Bregenzer Wald einzeln von Hand angebracht, von Fichten aus Höhenlage, die durch langsameres Wachstum die Schindeln widerstandsfähiger sein lassen. Durch diese Maßnahme ist zum einen das Problem der Dämmung elegant und Denkmal gerecht gelöst worden. Zum anderen fügt sich das Naturmaterial sehr schön in den Landsitzcharakter ein.

Abb. 5: Stahlbetonbrücke über dem Kellergewölbe, das sich gesenkt hatte

Abb. 6: Sanierter Zustand mit teilweiser Verschindelung der Fassade

Abb. 7+8: Jugendstilkachelofen mit reich verzierten Eck- und Gesimskacheln sowie Ofentüren mit Vogelmotiv; die Kacheln wurden beim Ofenabbau nummeriert.

Die Putzarbeiten zeigten sich um ein vielfaches aufwendiger als erwartet. Entsprechend den Bau- und Veränderungsphasen fand man historische Verputze aus drei Putzphasen vor. Die ältesten Putzbestände stammen aus dem 17. Jahrhundert. Da man sich für die weitgehende Erhaltung des alten Kalkputzes entschied, musste man diesen durch Hinterspritzungen aufwändig sichern. Fehlstellen mussten von Hand ergänzt werden. Auch hier gab es nicht wenige Stimmen, die uns vor allem wegen der enormen Mehrkosten rieten „runter mit dem alten Gelump und alles neu!“

Zudem trat unverhofft noch eine Überraschung auf. Und zwar fanden sich in den meisten Räumen unter den alten Putzschichten Schablonenmalereien an den Wandflächen und historische Farbfassungen. Einerseits ein sehr erfreulicher Befund, andererseits wieder ein Umstand, der zu zeitlicher Verzögerung und finanziellem Mehraufwand führte. Es galt wieder eine genaue Befundanalyse zu erstellen sowie Anträge bei Denkmalamt und Denkmalstiftung zu stellen. Es musste über das Ausmaß einer Restaurierung (Herstellen des Originals) bzw. einer Rekonstruktion (Erstellen von Schablonen nach altem Muster und damit Nachahmung des Originals) entschieden werden.

Da dieses Thema bis zum Einzug zeitlich nicht umsetzbar war, befinden sich einige Räume im 2ten

Abb. 9: Die gewundene Eichentreppe mit integrierten runden Eichensäulen

Stockwerk in noch nicht restauriertem Zustand. Es ist aber gemeinsam mit dem Denkmalamt erklärtes Ziel, die wunderschönen Schablonenmalereien zumindest in Teilbereichen im Original zu erhalten. In dieser Dichte sind sie als bauzeitliche Dokumente unterschiedlicher Zeitepochen sehr wertvoll und verkörpern historische Wohnkultur.

An dieser Stelle muß auch die Restaurierung der Kachelöfen Erwähnung finden. Sie wurden komplett abgetragen, jede einzelne Kachel nummeriert und vom Ofensetzer neu aufgemauert.

Die Schreinerarbeiten machten einen weiteren Großteil der Schlösschenarbeiten aus. Täferfußboden, eichene filigrane Kreuzstockfenster und Kassettentüren sind großenteils noch komplett von 1816 erhalten. In den Räumen, die keinen Originalfußboden mehr hatten, wurden Breitdielen ergänzt. Ein kniffeliges Thema stellten die Vorfenster dar. Zunächst wollte man wegen der Fensterläden, die Vorfenster nach innen öffnend machen. Dies hätte aber bei den Fenstern mit Mittelpfosten zu einer deutlichen Verkleinerung der Fensteröffnung geführt. Und so einigte man sich auf ein nach außen Öffnen der Vorfenster und nahm die Notwendigkeit eines sportlichen sich aus dem Fenster Lehnens zum Schließen der Fensterläden in Kauf.

Ganz besonders freuen wir uns über die Erhaltung der wunderschönen gewundenen Eichentreppe mit Brettbaluster im dreistöckigen Treppenturm. Besonders fallen dabei die beiden integrierten runden Eichensäulen auf mit Quaderpodest und beschnitztem Kapitell.

Auch bei den Fliesenarbeiten stellte man die originalen Steinböden wieder her. Da aber viele der Fliesen beschädigt waren, galt es auch hier, Ersatz bei historischen Baustoffhändlern zu erwerben. Vor allem für den barocken Solnhofer Belag in der großen Diele des ersten Stockwerkes dauerte es sehr lange, bis passender Ersatz gefunden war. Man ist erstaunt wie fremd eine geschnittene, neue Solnhofer Platte neben dem alten gebrochenen Steingut wirkt. Dank Hinweis vom Denkmalamt fand sich ein Steinmetzbetrieb, der hauptsächlich alte Steinböden in Kirchen und alten Gemäuern verlegt. Über diesen wurden Solnhofer Platten bezogen, welche, wie die alten, an den Kanten gebrochen und an der Oberfläche gebürstet sind, so dass ein harmonisches Nebeneinander mit dem alten Belag entstand.

Auch hier wurde wieder deutlich, dass die Restaurierung eines denkmalgeschützten Gebäudes viel Geduld und Durchhaltevermögen braucht, die richtigen Baustoffe und vor allem die richtigen und erfahrenen Handwerker. Die originalgetreue Instandsetzung des Mosisgreuter Landschlösschens kann als erfreuliches, wenn auch hart erarbeitetes Ergebnis einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Denkmalamt und Denkmalstiftung sowie Architekt und Bauherrschaft gesehen werden. ■

Abb. 10: Täferfußboden, eichene Kreuzstockfenster und Kassettentüren sind großenteils noch komplett von 1816 erhalten

Die Geschichte von Mosisgreut in Kürze

Abb. 11: Sebastianskapelle mit renaissancezeitlichem Glockenaufsatz aus Rorschacher Sandstein

Abb. 12: Neugotischer Hochaltar

Mosisgreut ist ein altes Rittergut mit mittlerweile 500-jähriger Geschichte eingebettet in eine formenreiche Landschaft aus Wald, Wiesen, Äckern, Hecken und Weihern. Versteckt hinter alten Bäumen und einem hufeisenförmigen Kuhstall aus massiven Granitsteinen liegt es an der Landstraße Vogt - Hannober und gehört zur Gemeinde Vogt.

Zentrum des Anwesens bildet zweifelsohne das auf einem kleinen Hügel stehende Landschlösschen, welches ehemals als Jagdschlösschen diente. Zusammen mit der südlich stehenden gotischen Kapelle zum Heiligen Sebastian gehen beide auf das Mittelalter zurück.

Der nördlich zur Straße gelegene Kuhstall ist erst im 19. Jahrhundert erbaut worden, nachdem die zu Mosisgreut gehörenden acht Lehenshöfe weggefallen sind. Es ist sicher der einzige Kuhstall aus massiven Granitsteinen weit und breit. Nach Westen hin wird das Schlösschen von einem Burggraben und einer Natursteinbrücke mit zinnenbesetztem Türmchen begrenzt. Außerhalb des Grabens schlängelt sich die alte Vogter Landstraße. Jenseits dieses Weges befinden sich nochmals drei Gebäude, mittig die alte Hofkäserei, ehemals auch Ziegelei. Diese Gebäude fügen sich mit ihrer Bauweise aus Granit-, Natur- und Backstein harmonisch in den alten Landsitz ein.

Einziges Gebäude jüngeren Datums ist das östlich gelegene ehemalige Pächtergebäude aus den 50ger Jahren.

Einst Lehen von Waldburg wechselte Mosisgreut seit Mitte des 16ten Jahrhunderts häufiger die Be-

Abb. 13: Renaissancezeitlicher Schrank aus dem Jahre 1613

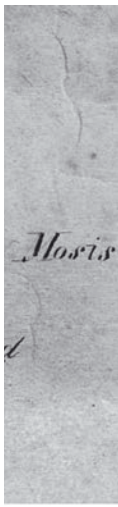


Abb. 14: Rittergut Mosisgreut, Ausschnitt aus dem Katasterplan von 1825

Abb. 15: Blick von Süden auf Schlösschen und Wirtschaftsgebäude im Hintergrund

sitzer, bis es schließlich 1685 an die Amtzeller Freiherren von Altmannshausen überging. Durch Heirat einer Freifrau von Altmannshausen kam das Landgut 1690 quasi als Mitgift an die Freiherren von Werner, die sich dann Werner von Greuth (später von Kreit) nannten. Seither ist es seit über 300 Jahren ununterbrochen in unserem Familienbesitz.

Eine Waldburger Landtafel von 1626 des Wangener Kartographen Johann Andreas Rauch zeigt den mittelalterlichen Vorgängerbau des Schlösschens - eine Turmhügelburg mit Wohnturm und Hocheingang.

Dieser Burgentyp war im 12. und 13. Jahrhundert in unserem Raum nicht unüblich als Sitz welfischer / staufischer Ministerialen. Ein gut erhaltenes Beispiel kann auch in Oflings bei Wangen angetroffen werden. Nach einem Brand im Jahr 1793 wurde das Mosisgreuter Schlösschen 1816 auf den mittelalterlichen Grundmauern des Kellergeschosses neu errichtet. 1866 folgte im Nordwesten ein Brennereianbau, 1918 ein großer Umbau des Treppenturms.

Und nun erfolgte nach beinahe 100 Jahren eine dreijährige grundlegende Instandsetzung. An dieser Stelle danken wir allen Beteiligten für Ihre wertvolle Mitarbeit an der Erhaltung eines uralten ländlichen Kulturdenkmals inmitten eines schönen oberschwäbischen Landschaftsschutzgebietes. ■

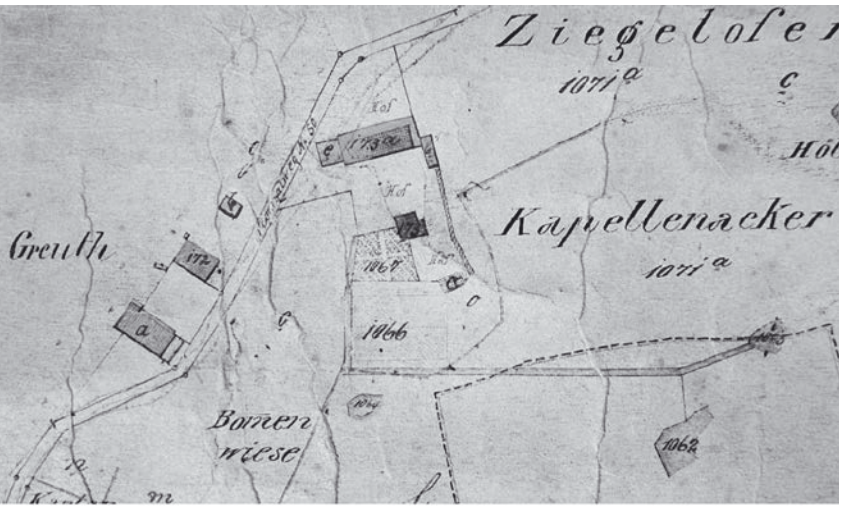


Abb. 16: Ausschnitt aus der Rauch'schen Landtafel von 1626

Bauherr: Bruno und Dr. Simone Werner von Kreit, Rittergut Mosisgreut, Vogt

Restaurierung Jagdschlösschen

PLANER, SONDERINGENIEURE UND GUTACHTER

Planung und Bauleitung
architekturlokal
Wolfgang Selbach, Jürgen Kneer,
Freie Architekten
88285 Bodnegg

Statik
Alfred Traub, Büro für Statik und Baukonstruktion,
88499 Riedlingen-Daugendorf

Haustechnik
Rolf Witschard, Ingenieurbüro
Fachplanung Heizung, Lüftung, Sanitär,
88213 Ravensburg

Bauforschung
Anja Krämer, Bauhistorische Untersuchungen
und Archivalienrecherchen,
70372 Stuttgart

Vermessung
FÜSSINGER-VERMESSUNG,
88255 Baindt

Gefördert durch:

DENKMALSTIFTUNG
BADEN – WÜRTTEMBERG
Stiftung bürgerlichen Rechts

Landesdenkmalpflege
Baden - Württemberg

AUSFÜHRENDE FIRMEN

Erd-Beton-Stahlbeton und Maurerarbeiten
Alfons Leuthe GmbH & Co. KG,
88281 Schlier

Zimmer- und Dachdeckungsarbeiten
Alfred Traub,
88499 Riedlingen-Daugendorf

Holzschindeln
Albert Hager, der Schindler,
A-6881 Mellau, Bregenz

Flaschnerarbeiten
Bauflaschnerei Zimmermann,
88281 Schlier

Fliesenarbeiten
Erich Müller,
88250 Weingarten

Gipser-/Stuckarbeiten/Malerarbeiten
Reimund Lombacher,
Stuck- und Restaurierungswerkstätte,
88339 Bad Waldsee

Farbrestaurierung/Schablonenmalereien
Erich Buff, Restaurierungs-Atelier,
72481 Sigmaringen

Schreinerarbeiten
Holzmanufaktur Rottweil GmbH,
788628 Rottweil

Kachelöfen
Kachelöfen & Kamine Dieter Sandkühler,
88677 Markdorf

Heizung und Sanitärtechnik
Lothar Sonntag,
888267 Vogt

Elektroanlagen
Schulzki Elektrik,
88285 Bodnegg

Natursteinarbeiten
Eduard Schnell Steinmetz- und Bildhauerwerkstatt
Württemberger Straße 28
78567 Fridingen

Zwangsarbeit in der oberschwäbischen Landwirtschaft, 1939 – 1945

Abb. 1: Anwerbebüro für den „Reichseinsatz" in einer französischen Stadt
Da auch in Frankreich die Werbung der deutschen Arbeitsbehörden für den Einsatz in Deutschland nicht den gewünschten Erfolg hatte, begannen im Oktober 1940 die deutschen Besatzungsorgane mit ersten Zwangsverpflichtungen. Im September 1942 wurde die allgemeine Dienstpflicht für Männer zwischen 18 und 50 Jahren und Frauen zwischen 21 und 35 Jahren eingeführt. Im Jahr 1944 arbeiteten schließlich über 1 Mio. französischer Zivilarbeiter in Deutschland.

Abb. 2: Die belgischen und französischen Kriegsgefangenen des Arbeitskommandos, das im Backhaus des Maierhofs untergebracht war wurden im Winter auch zu Schneeräumarbeiten und in der Forstwirtschaft eingesetzt.

von Stefan Zimmermann

Während des Zweiten Weltkriegs waren im damaligen Arbeitsamtsbezirk Ravensburg etwa 15.000 Zwangsarbeiter eingesetzt, davon ungefähr 5000 in der Landwirtschaft. Der überwiegende Teil von ihnen waren Männer, Frauen und Jugendliche aus Polen und den besetzen Gebieten der Sowjetunion. Aktuelle Forschungen gehen inzwischen von insgesamt etwa 13 Millionen Zwangsarbeitern aus, die von 1939 bis 1945 in das Gebiet des damaligen Deutschen Reiches deportiert und zur Arbeit in allen Bereichen der Wirtschaft gezwungen wurden.
Für die Ausstellung „Alltag Krieg Zwangsarbeit", die ab dem 29. März 2009 im Bauernhaus-Museum Wolfegg zu sehen ist, wurde auch die Geschichte der auf dem Museumsgelände stehenden Häuser im Hinblick auf Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, die dort während der Jahre des Zweiten Weltkriegs arbeiteten und untergebracht waren untersucht. Dabei konnte der bestehende Forschungsstand wie im Fall des ehemaligen polnischen Zwangsarbeiters Josef Stafiniak, dessen Geschichte bereits seit 2004 eine Ausstellung im Haus Häusing beleuchtet, um neue Fakten ergänzt werden. Bei anderen Gebäuden wie dem Backhaus aus Bergatreute, konnten neue Aspekte zur Bewohner- und Nutzungsgeschichte recherchiert werden.

Schon vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs fehlten in der Landwirtschaft des Deutschen Reiches Arbeitskräfte in erheblichem Ausmaß. Bei Kriegsbeginn wurde deren Zahl auf etwa 400.000 geschätzt. Auch im weitgehend landwirtschaftlich geprägten Oberschwaben und dem westlichen Allgäu verschärfte sich dieser eklatante Mangel durch die Einberufung von Landwirten und Landarbeitern zur Wehrmacht. Die Nahrungsmittelversorgung der Zivilbevölkerung schien deshalb bei Kriegsbeginn ernsthaft gefährdet. Um dem abzuhelfen sollten wie schon im Ersten Weltkrieg Kriegsgefangene in der Landwirtschaft eingesetzt werden. Erste Planungen dazu begannen bereits zwei Jahre vor Kriegsbeginn. Die Vorbereitungen waren daher im September 1939 weit gediehen. Das „Kriegsgefangenenwesen" unterstand von Beginn an der Wehrmacht. Zentrale Aufgaben waren die Unterbringung der Gefangenen, Fluchtverhinderung und die Organisation des Arbeitseinsatzes.

Die ersten Kriegsgefangenen, die im September 1939 nach Deutschland kamen, waren etwa 300.000 polnische Soldaten. Ihnen folgten im weiteren Verlauf des Krieges Soldaten aus Frankreich und Belgien, Jugoslawien und schließlich aus der Sowjetunion und Italien.

Die Behandlung der Kriegsgefangenen orientierte sich an deren „völkischer" Herkunft. An der Spitze der Hierarchie standen Soldaten aus west- und nordeuropäischen Staaten, am unteren Ende der rassistischen Skala polnische und sowjetische Kriegsgefangene. Das NS-Regime versuchte von Beginn an bestehende internationale Schutzbestimmungen für Kriegsgefangene aufzuweichen und zu umgehen. Diese Bemühungen gipfelten zunächst im Fall der polnischen und sowjetischen Kriegsgefangenen und ab 1943 auch im Fall der italienischen „Militärinternierten" in der systematischen Missachtung internationaler Schutzbestimmungen nach geltendem Völkerrecht. Der Arbeitseinsatz sowjetischer Kriegsgefangener war von der NS-Führung aus „rasse-biologischen" Gründen zunächst kategorisch ausgeschlossen worden. Erst das Scheitern der „Blitzkriegstrategie" im Osten führte dazu, dass seit Oktober 1941 auch gefangene Rotarmisten in der Landwirtschaft und Industrie zum Einsatz kamen.

Nach dem Abtransport aus dem unmittelbaren Frontgebiet kamen die Kriegsgefangenen in provisorische Sammel- und Durchgangslager in den besetzten Gebieten. Von hier aus wurden sie in Güterzügen in das Reichsgebiet transportiert, in so genannten Stammlagern zusammengefasst und von dort zum Arbeitseinsatz verteilt. Die in der Landwirtschaft Oberschwabens und des westlichen Allgäus eingesetzten Kriegsgefangenen stammten aus Stammlagern in Ludwigsburg und Villingen-Schwenningen.

Für den Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft wurden jeweils 10 bis 15 Gefangene zu „Arbeitskommandos" zusammengefasst . Um einen Kriegsgefangenen als Arbeitskraft zugeteilt zu bekommen, mussten sich die Bauern an den Ortsbauernführer oder Bürgermeister wenden. Der Antrag wurde nach Prüfung durch den Kreisbauernführer oder Landrat über das zuständige Arbeitsamt an die Wehrmacht weitergeleitet. In den meisten Fällen waren die Gemeinden Vertragspartner der Wehrmacht. Gegen eine Gebühr wurden die Gefangenen an die einzelnen Bauern des Ortes ausgeliehen.

Die Gemeinden waren verpflichtet, für die Unterbringung und Verpflegung der Kriegsgefangenen und der Wachmannschaften zu sorgen. Die Gefangenen erhielten eine geringe Entlohnung, die ihre Stellung innerhalb der nationalsozialistischen Rassenlehre widerspiegelte: „Im Jahr 1941 bekamen westliche Kriegsgefangene je Arbeitstag 0,70 RM, egal wie viele Stunden sie gearbeitet hatten. Polnische und südosteuropäische Kriegsgefangene erhielten nur 0,52 RM. 1943 wurde sowjetischen Kriegsgefangenen, die in der Land- und Forstwirtschaft tätig waren 0,20 RM pro Arbeitstag bezahlt, Kriegsgefangenen polnischer Nationalität 0,50 RM und allen anderen 0,70 RM."

Abb. 3: Das Obergeschoß des Backhauses auf dem Maierhof in der Gemeinde Bergatreute diente ab Sommer 1940 als Sammellager für belgische und französische Kriegsgefangene

Als Unterkunft dienten Baracken, Säle von Gasthäusern, Ausdinghäuser oder kleinere Wirtschaftsgebäude von Hofanlagen. Die Gefangenen wurden am Morgen zu ihrer Arbeit auf die Höfe gebracht und nach ihrer Rückkehr am Abend in den Sammelunterkünften eingeschlossen. Die Bewachung übernahmen zunächst meist Reservisten der Wehrmacht, in den letzten Kriegsjahren auch Frauen oder Jugendliche.

Neue Aspekte der Nutzungs- und Bewohnergeschichte: Das Backhaus des Maierhofs in Bergatreute als „Sammellager" für Kriegsgefangene

Das Backhaus des Maierhofs, das sich heute im Bauernhaus-Museum Wolfegg befindet, war eines von drei Sammellagern für Kriegsgefangene in der Gemeinde Bergatreute. Zwölf französische Gefangene waren in Lagern in Gwigg und Gambach und elf belgische Gefangene im Backhaus des Maierhofs untergebracht. Nach einem Brand musste das Sammellager allerdings in den Gasthof Adler verlegt werden.

Unter den im Backhaus einquartierten belgischen Kriegsgefangenen befand sich auch der am 17. Januar 1917 in Tourpes geborene Eugene Bachy. Er war nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Belgien im Rahmen des „Westfeldzugs" am 15. Mai1940 in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten und wie die meisten französischsprachigen Wallonen unter den belgischen Soldaten zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden. Die flämischen Soldaten der belgischen Armee waren kurz nach der Kapitulation Belgiens aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Über das Stammlager in Ludwigsburg kam Bachy, der die Gefangenennummer „7841/VA" trug nach Bergatreute. Mit seinen Landsleuten bildete er das Arbeitskommando „VA 9032". Bachy wurde aufgrund seines Dienstgrades als Offizier zum Kommandoältesten bestimmt und erhielt ab Juni 1943 sogar die Befugnis, seine Mitgefangenen auf die verschiedenen Höfe zur Arbeit zu begleiten und dort abends wieder abzuholen.

Abb. 4: Deutsches Propaganda-Plakat auf einem Eisenbahnwaggon (Juli 1942)
Zu diesem Zeitpunkt waren die deutschen Besatzungsbehörden in den besetzten Gebieten längst zu systematischen und groß angelegten Zwangsrekrutierungen und Deportationen von Arbeitskräften übergegangen

Zu diesem Zeitpunkt konnte man bereits keine männlichen Bewacher mehr für die Kriegsgefangenen abstellen. Eugene Bachy kam am in den letzten Kriegstagen – wie auch anderen französischen und belgischen Kriegsgefangenen in einigen Dörfern der Region – bei Verhandlungen und der Übergabe des Dorfes an die einrückenden französischen Truppen eine wichtige Rolle als Vermittler zu, da er sowohl von der einheimischen Bevölkerung als auch von den Besatzern akzeptiert wurden. Von Ende April bis Juni 1945 bekleidete er gar das Amt des provisorischen Bürgermeisters der Gemeinde Bergatreute. Bachy wurden für seine Kriegsteilnahme und seine Verdienste hohe militärische Orden des belgischen Königreichs verliehen. Er starb im Jahr 1996.

Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter – Spurensuche in den Museumshäusern

Beinahe für alle Gebäude, die heute auf dem Gelände des Bauernhaus-Museums stehen bzw. für die Höfe zu denen diese einst gehörten, lässt sich der „Arbeitseinsatz" von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern während der Jahre des Zweiten Weltkriegs belegen.

Dies gilt auch für die Zehntscheuer aus Gessenried, die damals zum Egeler-Hof gehörte. Dort arbeiteten vom Juni 1941 an neben mehreren polnischen und sowjetischen Zwangsarbeitern mehrere jugoslawische Kriegsgefangene, die zum Arbeitskommando „Nr. 35051/VA" gehörten und in einem Holzschuppen im Ortskern von Unterankenreute einquartiert worden waren. Diese Soldaten, fast ausschließlich Slowenen waren beim „Balkanfeldzug" im April 1941 in deutsche Gefangenschaft geraten. Darunter befand sich auch der 1909 im slowenischen Ljubno geborene Landwirt Janez Kramer, der bereits am 06. April 1941, dem ersten Tag des deutschen Angriffs auf Jugoslawien gefangen genommen worden war. Kramer wurde wie Eugene Bachy über das Stammlager in Ludwigsburg nach Oberschwaben transportiert und wurde ab dem 22. April 1941 als landwirtschaftliche Arbeitskraft auf dem Hof Egeler in Gessenried eingesetzt.

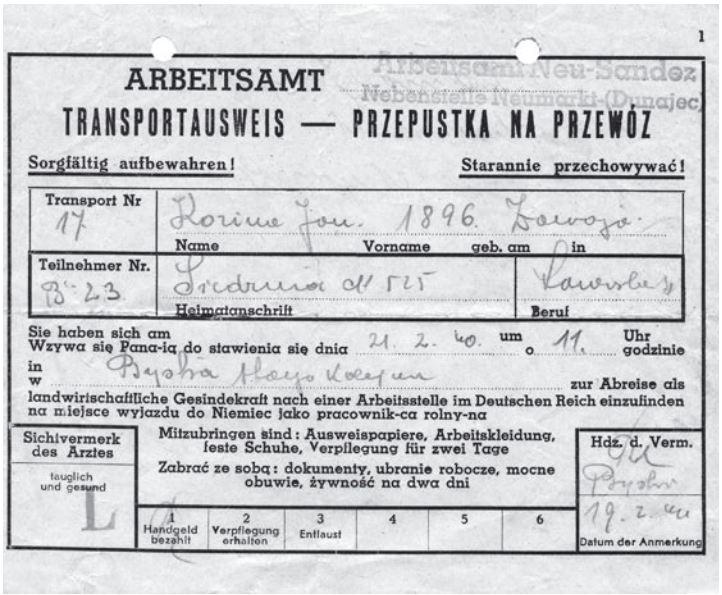
Nachdem sich die NS-Führung entschlossen hatte, alle Slowenen unter den jugoslawischen Kriegsgefangenen freizulassen, endete auch für Janez Kramer am 30. September 1941 die Kriegsgefangenschaft. Im Gegensatz zu den Slowenen blieben beispielsweise die Serben unter den jugoslawischen Kriegsgefangenen aufgrund ihrer slawischen Herkunft bis Kriegsende in Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung gelangte Kramer über das „Heimkehrerlager Gänserndorf" bei Wien, das vorwiegend für die Rückführung ehemaliger jugoslawischer Kriegsgefangener errichtet worden war und bis Juni 1942

bestand, zurück in seine Heimat. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

Die Freilassung der slowenischen Kriegsgefangenen hatte das Arbeitskommando „Nr. 35051/VA“ so stark dezimiert, daß sich der Bürgermeister von Unterankenreute Ende März 1942 in einem Brief an das Arbeitsamt Ravensburg wandte mit der Bitte, der Gemeinde neue Gefangene zu überstellen.

Bereits zwei Monate nach Kriegsbeginn wurde offensichtlich, dass der Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen allein nicht ausreichen würde, um den Mangel an einheimischen Arbeitskräften in der Landwirtschaft auszugleichen. Innerhalb der NS-Führung wurden verschiedene Lösungsansätze für das Arbeitskräfteproblem im Agrarsektor diskutiert – am Ende stand die Entscheidung für die massenhafte Deportation ausländischer Zivilpersonen und deren Einsatz in allen Zweigen der deutschen Wirtschaft. Im Zusammenspiel mit der systematischen Ausplünderung ökonomischer Ressourcen in den besetzen Gebieten Europas, gelang es dem NS-Regime so, einen spätestens seit dem Frühjahr 1943 unwiderruflich verlorenen Krieg für zwei weitere Jahre fortzuführen. Die Nahrungsmittelversorgung der „Heimatfront“ konnte dadurch, bis in die letzten Kriegsmonate verhältnismäßig stabil gehalten werden.

Innerhalb kürzester Zeit wurde eine annähernd flächendeckende behördliche Erfassung, Rekrutierung und Deportation von Millionen Menschen aus fast allen Teilen Europas in das Deutsche Reich organisiert. Dies war nur möglich, weil bereits bestehende Organisationen und Strukturen genutzt werden konnten. Die Ende der 1920er Jahre neu geordnete Arbeitsverwaltung der Weimarer Republik bot hierfür das taugliche Instrument. Noch im Januar 1933 waren alle Vorgänge der Ausländerbeschäftigung, auch die Anwerbung und Vermittlung bei den Arbeitsämtern zentralisiert worden.


1

ARBEITSAMT

Arbeitsamt Neu-Sandez
Nebenstelle Neumarkt (Dunajec)

TRANSPORTAUSWEIS — PRZEPUSTKA NA PRZEWÓZ

Sorgfältig aufbewahren! Starannie przechowywać!

Transport Nr	Name	Vorname	geb. am	in
17	Korine Jan	1896	Zawoja	

Teilnehmer Nr.	Heimatanschrift	Beruf
B-23	Sredniowa 11 525	Kawoszy

Sie haben sich am / Wzywa się Pana-ią do stawienia się dnia 21. 2. 40. um / o 11. Uhr / godzinie in / w Rysha Hayo Kolejowa zur Abreise als landwirtschaftliche Gesindekraft nach einer Arbeitsstelle im Deutschen Reich einzufinden / na miejsce wyjazdu do Niemiec jako pracownik-ca rolny-na

Sichtvermerk des Arztes: tauglich und gesund — L

Mitzubringen sind: Ausweispapiere, Arbeitskleidung, feste Schuhe, Verpflegung für zwei Tage
Zabrać ze sobą: dokumenty, ubranie robocze, mocne obuwie, żywność na dwa dni

1	2	3	4	5	6
Handgeld bezahlt	Verpflegung erhalten	Entlaust			

Hdz. d. Verm.: Rysha 19. 2. 40 — Datum der Anmerkung

Abb. 5: Das Arbeitsamt Ravensburg in den 1930er Jahren. Die Arbeitsverwaltung war noch in den letzten Jahren der Weimarer Republik reformiert und zentralisiert worden und spielte während des Zweiten Weltkriegs bei der Organisation des Arbeitseinsatzes von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern eine entscheidende Rolle. Es handelt sich um das Gebäude neben dem Parkhaus Rauneggstraße, im Hintergrund die Brauerei Leibinger!

Abb. 6: Transportausweis eines polnischen Zwangsarbeiters

Auch die ersten Zwangsarbeiter waren zunächst Arbeitskräfte aus dem besetzten Polen, die noch 1939 nach Deutschland geschafft wurden. Der zwangsweise Einsatz von Zivilpersonen wurde durch die räumliche und zeitliche Ausdehnung des Krieges auf andere Nationalitäten und Bevölkerungsgruppen erweitert, die in den deutschen Machtbereich gerieten. Den Polen folgten ab Sommer 1940 Menschen aus Frankreich und den Benelux-Staaten, ab Ende 1941 Arbeitskräfte aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion und Ende 1943 schließlich Zwangsverpflichtete aus Italien.

In der Anfangsphase des Krieges warb die deutsche Propaganda in den besetzten Gebieten um Freiwillige für die Arbeit im Deutschen Reich. Die Bemühungen der „Anwerbekommissionen“ erbrachten jedoch nicht den gewünschten Erfolg. Deshalb wurde parallel dazu auf Maßnahmen zurückgegriffen, die den Zwangscharakter des „Reichseinsatzes“ mehr als deutlich machen: erzwungene Stilllegung von Betrieben und damit Verlust des Arbeitsplatzes, Kürzung oder Streichung staatlicher Unterstützung, Haftandrohung für Familienmitglieder, sowie angedrohte oder tatsächlich ausgeübte körperliche Gewalt. Dieser Katalog von Repressalien kannte nur ein Ziel – die Existenzbedingungen der Bevölkerung in den besetzten Gebieten so massiv zu beeinflussen, dass keine Alternative mehr zum „Arbeitseinsatz“ in Deutschland blieb.

Der oberschwäbische Autor Franz Kistler erzählt in seiner Autobiographie „Stocklandzeit“ , wie er als junger Wehrmachtssoldat eine Zwangsrekrutierung von Zivilisten in der Ukraine erlebte: „Am Sonntag früh waren die Positionen so bezogen, dass niemand mehr die Dörfer verlassen konnte. (...) Aus dem Schlaf kamen nun in dem unserer Kompanie zugeteilten Dorf die paar hundert Menschen zusammen, in aller Eile notdürftig angekleidet. (...) Unsere Soldaten durchsuchten nun Haus für Haus nach etwa noch Versteckten.“ Danach wurden die Dorfbewohner nach Alter und Familienstand gesammelt und durch Vertreter der deutschen Arbeitsverwaltung befragt“.

Kistler erfuhr erst jetzt vom eigentlichen Zweck der Aktion: „Immer, wenn bisher die Arbeitsverwaltung zur Anwerbung gekommen sei, seien die jungen Leute und die sonst Geeigneten nicht greifbar gewesen, sodass es nur eine geringe ‚Ausbeute’ gegeben habe. Da wollte man sie jetzt mit dieser Aktion überraschen, und dies sei ja auch offensichtlich gelungen; man könne jetzt die Auflage erfüllen.“

Mit „Dienstverpflichtungsanordnungen“ oder der Einführung einer „Arbeitspflicht“ – oft auch bereits

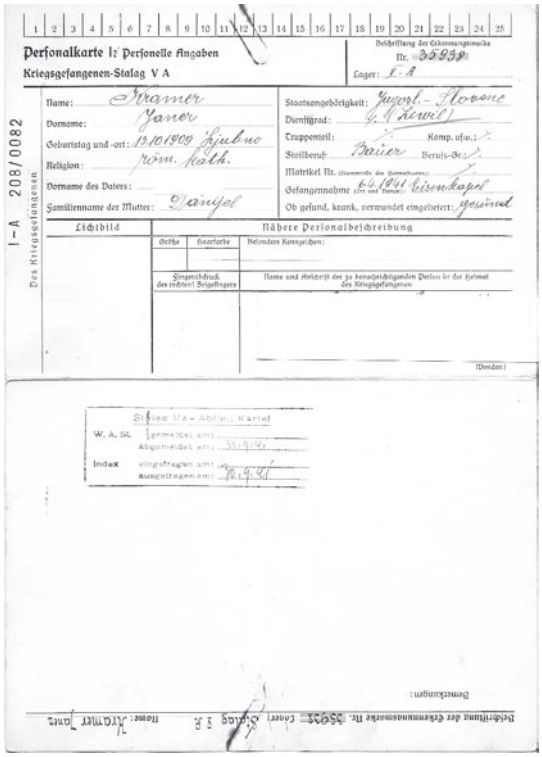

Personalkarte I: Personelle Angaben
Kriegsgefangenen-Stalag V A
Name: Kramer
Vorname: Janez
Geburtstag und -ort: 13.10.1909 Ljubno
Religion: röm. kath.
Vorname des Vaters:
Familienname der Mutter: Danjel
Staatsangehörigkeit: Jugosl. - Slowene
Dienstgrad: Gefreiter
Truppenteil:
Zivilberuf: Bauer
Gefangennahme: 6.6.1941 Eisenkapel
Ob gesund, krank, verwundet eingeliefert: gesund
Lichtbild
Nähere Personalbeschreibung
I-A 208/0082

Abb. 7: Personalkarte des Slowenen Janez Kramer, ausgestellt im Stammlager Ludwigburg. Kramer war als Soldat der jugoslawischen Armee beim „Balkanfeldzug“ in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten und wurde einige Monate auf dem Egelerhof in Gessenried als landwirtschaftliche Arbeitskraft eingesetzt.

Abb. 8: Französische Kriegsgefangene im Stammlager Ludwigsburg stehen an, um die Reste ihrer militärischen Ausrüstung abzugeben

für vierzehn- oder fünfzehnjährige Jungen - wurden ganze Jahrgänge zur Zwangsarbeit nach Deutschland abkommandiert. Besonders in Osteuropa gingen die deutschen Arbeitsbehörden mit militärischer Unterstützung von Wehrmacht, SS und Polizeibehörden schon früh dazu über, regelrechte „Menschenjagden“ durchzuführen. In Polen und, ab Mitte 1941, auch

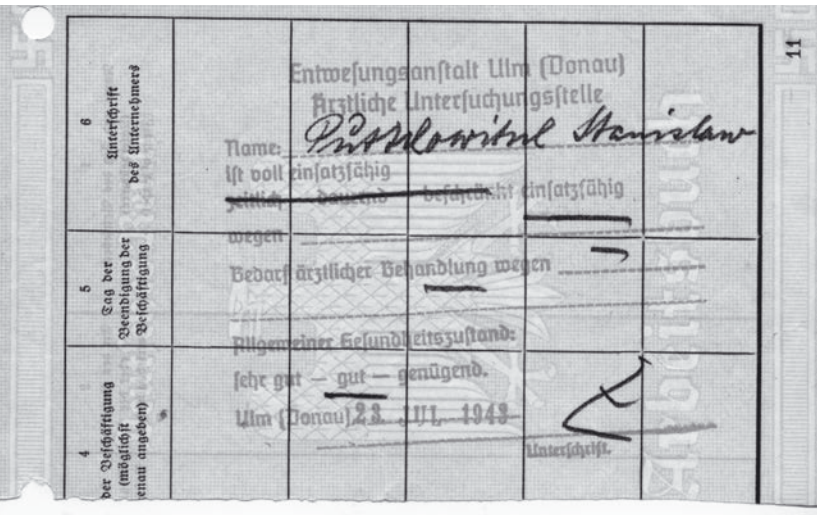

Entwesungsanstalt Ulm (Donau)
Ärztliche Untersuchungsstelle
Name: Putschowitsch Stanislaw
ist voll einsatzfähig
~~zeitlich — dauernd — beschränkt~~ einsatzfähig
wegen
Bedarf ärztlicher Behandlung wegen
Allgemeiner Gesundheitszustand:
sehr gut — gut — genügend.
Ulm (Donau) 23. JUL. 1943
Unterschrift.

Abb. 9: Beleg der „Entwesungsanstalt Ulm". „Entwesung" bedeutete die Reinigung der Kleidung der deportierten Zwangsarbeiter aus Osteuropa mit Gas, um dem befürchteten Ausbruch von Seuchen, v.a. Typhus vorzubeugen. Verwendet wurde dabei meist Zyklon B, das Gas, das in den Massenvernichtsungslagern zur Tötung von Menschen eingesetzt wurde.

in den besetzten Gebieten der Sowjetunion wurden die Menschen bei Razzien auf offener Straße, auf Märkten, vor Kirchen, nach Kinobesuchen oder auf Festlichkeiten willkürlich verhaftet und deportiert. Die damals achtzehn Jahre alte Helena Blasinska aus Polen berichtet in ihren Erinnerungen von ihrer Festnahme im Jahr 1942:

„Meine Kindheit (...) endete im Juni 1942 an einem Sonntag (...). Ich war alleine in der Kirche. Als ich aus der Kirche hinausging, machten die Deutschen eine Razzia. Sie nahmen nur junge Personen mit. Ich weiß, daß jemand fliehen wollte und erschossen wurde. In einem Moment wurden wir in Vieh umgewandelt, das mit einem Wagen zum Bahnhof gebracht und in Viehwaggons eingeschlossen wurde. (...) Ich verstand nicht was passierte; was hatte ich dem deutschen Volk getan?"

Zivilarbeiter aus Westeuropa reisten in Personenzügen, polnische und sowjetische Deportierte wurden in Viehwaggons gepfercht, oftmals 50 bis 60 Menschen pro Waggon. Allein im Zeitraum von April bis Dezember 1942 wurden etwa 1,3 Mio. Männer und Frauen aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion deportiert. Insgesamt wurden 1942 etwa 2,7 Mio. Zivilisten vornehmlich aus Osteuropa nach Deutschland gebracht. Das Durchschnittsalter der Deportierten lag bei etwa 20 Jahren. Als mit dem Vormarsch der Roten Armee die Einzugsradien für die Zwangsarbeiterrekrutierung enger wurden, deportierte man im zunehmenden Chaos des deutschen Rückzugs auch immer mehr Alte, Kranke und Kinder.

Erste Station im Reich: das „Dulag" Bietigheim

Die Zwangsarbeiter, die im Südwesten des Reiches eingesetzt werden sollten, kamen zum überwiegenden Teil zunächst über bereits bestehende Durchgangslager der Wehrmacht für Kriegsgefangene in Ulm und Heilbronn. Ab Mitte 1942 wurde das neu errichtete „Dulag" Bietigheim als zentrales Lager für die Verteilung der Zwangsarbeiter in Südwestdeutschland in Betrieb genommen. Im Durchgangslager angekommen, wurden die Deportierten registriert und nach Konstitution und Berufsausbildung für den Arbeitseinsatz klassifiziert. Ein Mitglied des Lagerpersonals in Bietigheim schildert die Ankunft von sowjetischen Zwangsarbeitern:

„Wir mussten die ankommenden Russen mit Wachmännern am Bahnhof abholen. Die waren so verlaust, es war furchtbar! Zunächst wurden sie in Quarantänebaracken untergebracht und einen Tag später brachte man sie zur Heißentlausung in die Entwesungsbaracke. Das war oft ein Drama. Sie mussten sich ganz ausziehen und ihre Kleider in einem Raum ablegen. Viele hatten Angst, sie würden vergast werden."

Die Kapazitäten des „Dulags" in Bietigheim waren bald den ankommenden Massentransporten aus Osteuropa nicht mehr gewachsen. Die Überfüllung der Lagerbaracken, die hygienischen Verhältnisse und die mangelnde medizinische Versorgung führten zu katastrophalen Zuständen im Lager und forderten

Abb. 10: Osteuropäische Zwangsarbeiter warten im Durchgangslager Bietigheim auf ihren Weitertransport.

unter älteren Menschen, Kranken und Kindern regelmäßig Todesopfer.

Die Zwangsarbeiter wurden vom „Dulag“ per Zug nach Ravensburg transportiert und entweder direkt am Bahnhof von den Bauern abgeholt oder mit Sammeltransporten auf die Dörfer verteilt. Sie wurden in allen Bereichen der regionalen Landwirtschaft eingesetzt – zur Feldbestellung, bei der Stallarbeit, zum Torfstechen, zu Entwässerungsarbeiten; in den Wintermonaten auch in der Forstwirtschaft oder beim Schneeräumen. Die Frauen arbeiteten in allen Bereichen der Hauswirtschaft. Die körperlich schwere Arbeit in der Landwirtschaft war besonders für Deportierte aus städtischen Milieus und Berufen ungewohnt. Daher kam es häufig zu Arbeitsunfällen vor allem mit landwirtschaftlichen Maschinen, wenn die Zwangsarbeiter den Umgang mit diesen nicht gewohnt waren.

Im Gegensatz zu den Kriegsgefangenen und den Zwangsarbeitern in der Industrie, die in geschlossenen Lagern untergebracht wurden, hatte sich in der Landwirtschaft - entgegen aller „rassebiologischen“ Bedenken - spätestens ab 1943 die Einzelunterbringung der Zwangsarbeiter auf den Höfen selbst durchgesetzt, denn auf diese Weise entfielen die zeitraubenden täglichen Transporte zwischen Lager und Arbeitsplatz.

Eine Flut staatlicher Verordnungen sollte die Lebens- und Arbeitsumstände der Zwangsarbeiter und besonders den Umgang der einheimischen Bevölkerung mit ihnen bis ins Detail regeln. Die „Polen-Erlasse“ (März 1940) für polnische Zwangsarbeiter und die „Ostarbeiter-Erlasse“ (Oktober 1942) für sowjetische Zwangsarbeiter umfassten eine Vielzahl diskriminierender Vorschriften, welche die nationalsozialistische Vorstellung von der „rassischen Minderwertigkeit“ der osteuropäischen Zwangsarbeiter deutlich widerspiegelten: Kennzeichnungspflicht, geringere Verpflegungssätze, Ausgangssperren und Verbote den Arbeitsplatz zu verlassen, Verbot öffentliche Veranstaltungen oder Gaststätten zu besuchen, keine Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel, der Besitz von Geld oder Alltagsgegenständen wie Feuerzeugen, Fahrrädern oder Fotoapparaten war untersagt, Gottesdienste durften nicht gemeinsam mit der deutschen Bevölkerung besucht werden.

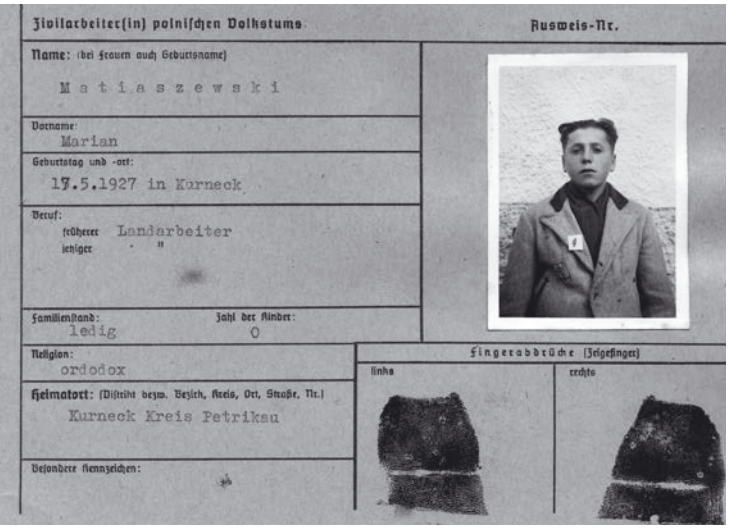

Zivilarbeiter(in) polnischen Volkstums
Ausweis-Nr.
Name: (bei Frauen auch Geburtsname)
Matiaszewski
Vorname:
Marian
Geburtstag und -ort:
17.5.1927 in Kurneck
Beruf:
früherer Landarbeiter
jetziger "
Familienstand: ledig
Zahl der Kinder: 0
Religion: ordodox
Heimatort: (Distrikt bezw. Bezirk, Kreis, Ort, Straße, Nr.)
Kurneck Kreis Petrikau
Besondere Kennzeichen:
Fingerabdrücke (Zeigefinger)
links
rechts

Abb. 11: Arbeitsausweis eines polnischen Zwangsarbeiters

Die Bandbreite zwischen „guter“ und „schlechter“ Behandlung von Zwangsarbeitern in der Landwirtschaft war enorm groß. Sie konnte von regelmäßiger körperlicher Züchtigung, unzureichender Ernährung oder Anzeige bei der Gestapo wegen geringster Vergehen bis hin zu beinahe freundschaftlichen Beziehungen, Anschluss an den Familienverband des Hofbesitzers und damit einem gewissen Schutz vor dem Zugriff der NS-Behörden reichen. Die Bedingungen für den einzelnen Zwangsarbeiter variierten von Hof zu Hof; dennoch blieben sie stets abhängig von der Willkür des Arbeitgebers und der zuständigen NS-Behörden. Die polnische Zwangsarbeiterin Daniela Matusiak (Jahrgang 1928), die auf einem Hof in der Nähe von Ulm arbeiten musste, berichtet über ihre dortigen Lebensumstände:

„Ich bekam kein Geld für meine Arbeit, nur Essen, Bekleidung, Schuhe (alte Sachen von den Familienmitgliedern) und von Zeit zu Zeit ein kleines ‚Trinkgeld‘. Die Disziplin wurde durch Prügel und Herumschubsereien erzwungen. Im Bauernhof schlief ich auf dem Dachboden, der zum Wäschetrocknen benutzt wurde. Dort stand nur mein Bett. Ich konnte mich in der Küche waschen, ein Klo war draußen, ärztliche Betreuung gab es nicht. Abends, nach der Arbeit, oder am Sonntag konnte ich die anderen polnischen Zwangsarbeiter am Ort besuchen, aber nur mit der Erlaubnis des Besitzers.“

Sanktionsmaßnahmen gegen Zwangsarbeiter, die gegen eine der unzähligen Vorschriften verstoßen hatten, waren nach Schwere des Vergehens und nach der Herkunft des Beschuldigten gestaffelt. Die Skala reichte von der schriftlichen Verwarnung über Geld- und Prügelstrafen bis zur Einweisung in ein „Arbeitserziehungslager“. Schwerwiegende Fälle wurden an die zuständige Gestapo-Stelle in Friedrichshafen weitergeleitet. Bei der Durchsetzung der Bestimmungen war das NS-Regime auf die Mitarbeit der Bevölkerung angewiesen.

Unvorsichtigkeiten, Denunziationen oder Kontrollen durch die örtliche Polizei und Parteifunktio-

näre führten zu Konflikten zwischen Bauern und NS-Behörden wegen „verbotenen Umgangs“ mit Zwangsarbeitern. Die Folgen waren für den einzelnen Landwirt unterschiedlich und reichten von bloßen Verwarnungen bis zu Gefängnisstrafen.

Mit schweren Sanktionen belegt waren sexuelle Kontakte zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern, „Geschlechtsverkehr-Verbrechen“, wie das Regime dies nannte. Auf dem Gebiet des heutigen Landkreis Ravensburg sind sechs solcher Fälle während der Jahre 1939 bis 1945 bekannt. Polen und Ostarbeiter wurden für sexuelle Kontakte mit deutschen Frauen mit dem Tod bestraft, das Urteil in vielen Fällen zur Abschreckung öffentlich vollstreckt.

Schwangere Zwangsarbeiterinnen wurden in den ersten Kriegsjahren in der Regel wieder in ihre Heimat zurückgeschickt. Als immer mehr Frauen und Mädchen die Gelegenheit nutzten, um auf diese Weise der Zwangsarbeit in Deutschland zu entkommen, kam man von dieser Praxis jedoch wieder ab. Grundsätzlich hing die Situation schwangerer Zwangsarbeiterinnen vom Verhalten ihrer jeweiligen Arbeitgeber ab. Besonders in ländlichen Regionen brachten die Zwangsarbeiterinnen ihre Kinder auch auf den Höfen oder nahen Krankenhäusern zur Welt. Eine Zeitzeugin berichtete von einem Fall, bei dem eine russische Zwangsarbeiterin von einem Hof nahe Kißlegg in Leutkirch entbunden hatte und mit ihrem Kind bis Kriegsende dort blieb. Allerdings sind auch einzelne Fälle aus der Region bekannt, in denen verzweifelte Zwangsarbeiterinnen ihre Kinder töteten.

Abb. 12+13
Aufnahmen von Zwangsarbeitern für Arbeitspapiere aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion, sogenannten „Ostarbeitern“. Die Deportierten aus der Sowjetunion mussten das blau-weiße „OST“-Abzeichen stets sichtbar an ihrer Kleidung tragen.

Und am Ende: Displaced Persons

Bei Kriegsende im Mai 1945 zählte man ca. acht bis zehn Millionen so genannter „Displaced Persons“ in Deutschland. Die Alliierten definierten damit Menschen, „die als Zwangsarbeiter oder aus rassischen, religiösen oder politischen Gründen ihr Land verlassen mussten“ und nun in den alliierten Besatzungszonen festsaßen. Die Rückführung der aus Westeuropa stammenden Menschen in ihre Heimatländer gestaltete sich weitgehend unproblematisch. Die osteuropäischen Deportierten hingegen warfen für die alliierten Militärverwaltungen in den ersten Nachkriegsjahren gravierende Probleme auf.

Viele Deportierte aus den vormals besetzten Gebieten Polens und der Sowjetunion zögerten, in ihre Heimat zurückzukehren – die meisten hatten seit Jahren keine Nachricht von Eltern, Geschwistern oder Verwandten erhalten, wussten nicht ob diese noch am Leben waren, ob ihre Häuser und Gehöfte zerstört oder bereits neu besiedelt waren. Bei vielen polnischen Deportierten war die Furcht groß, durch eine Rückkehr in ihre Heimat in den Machtbereich des Kommunismus zu geraten. Viele ehemalige sowjetische Zwangsarbeiter befürchteten vom Stalin-Regime als „Verräter“ behandelt zu werden und mussten oftmals unter dramatischen Umständen gewaltsam „repatriiert“ werden.

Nachdem sich die Beziehungen zwischen den Westalliierten und den Sowjets nach Kriegsende jedoch rasch verschlechterten, stellten die amerikanischen, britischen und französischen Besatzungsbehörden die zwangsweise Rückführung sowjetischer Displaced Persons bald wieder ein. Letztlich kehrten etwa 1 Million Displaced Persons nicht mehr in ihre ursprünglichen Heimatländer zurück. Viele von ihnen erhofften sich in Übersee die Chance auf einen Neuanfang und nutzen die Gelegenheit zur Auswanderung in die USA, nach Kanada oder Australien.

Um die Versorgung der Deportierten und deren

Rücktransport in ihre Heimatstaaten zu organisieren und zu kontrollieren wurden die ehemaligen Zwangsarbeiter in speziellen „DP-Lagern“ interniert. In der Region um Ravensburg wurden sechs dieser Lager eingerichtet in Kißlegg, Wangen, Leutkirch, Isny, Saulgau, und in Ravensburg selbst. Deutschlandweit gab es ca. 2.500 Lager. Bis zum September 1945 gelang es so über 4,5 Millionen Displaced Persons aus den westlichen Besatzungszonen in ihre jeweilige Heimat zurückzubringen. Im März 1949 befanden sich in den drei Westzonen noch etwa 400.000 Displaced Persons.

Mit ihrer Befreiung, der Rückkehr in ihre Heimat oder dem Beginn einer neuen Existenz in Übersee war jedoch nur für die wenigsten ehemaligen Zwangsarbeiter der Lebensabschnitt „Krieg und Zwangsarbeit“ abgeschlossen. Viele hatten als durch Überanstrengung, Arbeitsunfälle, körperlichen Misshandlungen oder infolge von Unterernährung und hygienischen Mängeln gravierende physische Schäden erlitten. Genauso schwer wogen jedoch in vielen Fällen die psychischen Leiden, die die ehemaligen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter oft lebenslang zu Opfern eines menschenverachtenden Regimes machte, das sich rücksichtslos ihrer Arbeitskraft bedient hatte.

Abb. 14+15: Aufnahmen polnischer Zwangsarbeiter für Arbeitspapiere. Auch für polnische Deportierte galt Kennzeichnungspflicht: Sie mussten einen violettes „P“ auf gelbem Grund tragen. Die Kennzeichnungspflicht für polnische Zwangsarbeiter wurde noch vor dem Tragen des „Judensterns“ eingeführt.

Die Geschichte des Josef Stafiniak

In der sogenannten „Knechtkammer“ im Obergeschoss des Hauses Häusing aus der Nähe von Amtzell befindet sich seit der Translozierung des Gebäudes in das Bauernhaus-Museum Wolfegg im Jahr 2004 eine kleine Ausstellung zum Thema „Zwangsarbeit in der Landwirtschaft“. Im Mittelpunkt steht dabei die Geschichte des ehemaligen polnischen Zwangsarbeiters Josef Stafiniak. Im Zuge der Recherchearbeiten für die Ausstellung „Alltag Krieg Zwangsarbeit“ setzte sich das Museum nochmals intensiv mit dessen Biographie auseinander mit dem Ziel bestehende Lücken zu füllen und Stafiniaks bewegende Lebensgeschichte noch detaillierter aufzuarbeiten. Ein großer Glücksfall war dabei die gelungene Kontaktaufnahme mit Josef Stafiniaks Sohn, Joseph Stafiniak jr., der in New York lebt und viele wertvolle Hinweise zur Lebensgeschichte seines Vaters – auch zu dessen Zeit als Zwangsarbeiter in Deutschland - liefern konnte.

Der damals siebzehnjährige Josef Stafiniak war 1941 aus seiner Heimat im Südosten Polens nahe der ukrainischen Grenze zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden. Josef Stafiniaks Eltern waren bereits vor dem Krieg gestorben und er war bei seinen Großeltern aufgewachsen. Er gelangte auf den Hof der Familie Fuchs in Häusing. Da er während seiner Zeit in Häusing gut behandelt worden war, blieb er mit der Familie bis in die 1980er Jahre in Verbindung. Briefe, Fotos und Weihnachtskarten wurden ausgetauscht.

Nach Kriegsende 1945 blieb Josef Stafiniak daher noch eine Zeitlang als Arbeiter auf dem Hof. Er lernte die Polin Stanislawa Miasik kennen, die wäh-

Abb. 16: Die Hofbesitzer Familie Fuchs mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter Josef Stafiniak (ganz links)

Abb. 17: Foto von Josef Stafiniak in dessen Arbeitsausweis. Er wurde im Alter von 17 Jahren 1941 aus seiner Heimat im Südosten von Polen nahe der Ukraine nach Deutschland deportiert.

Abb. 18: Stanislawa Miasik (ganz links), die Ehefrau von Josef Stafiniak gemeinsam mit ihrem Onkel und dessen Frau nach Stanislawas Auswanderung in die USA.

AUSSTELLUNG

„ALLTAG KRIEG ZWANGSARBEIT" IM BAUERNHAUS-MUSEUM WOLFEGG

Die Ausstellungsreihe „Dorf unterm Hakenkreuz" der Arbeitsgemeinschaft der regionalen ländlichen Freilichtmuseen Baden-Württemberg setzt sich in sieben Einzelausstellungen mit unterschiedlichen Schwerpunktthemen erstmals umfassend mit der Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs im ländlichen Südwesten auseinander.

Die Ausstellung „Alltag Krieg Zwangsarbeit" im Bauernhaus-Museum Wolfegg zeichnet anhand von Exponaten und Dokumenten das Alltagsleben der ländlichen Bevölkerung in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur und des Zweiten Weltkriegs nach. Als Schwerpunkt dokumentiert sie dabei die Verschleppung, den „Arbeitseinsatz" und den Alltag osteuropäischer Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft.

Ausstellungsdauer:
29. März bis 08. November 2009

Zur Ausstellungsreihe „Dorf unterm Hakenkreuz" erscheint eine Begleitpublikation mit Beiträgen der einzelnen Museen.

rend des Krieges auf einem anderen Hof nahe Amtzell Zwangsarbeit leisten musste. Wie Josef Stafiniak arbeitete sie bis zu ihrer Deportation nach Deutschland auf dem Hof ihrer Eltern in Polen. Stanislawa berichtete ihren Kindern später von ihrer Verschleppung: deutsche Soldaten kamen auf den elterlichen Hof und verkündeten, daß das älteste Kind der Familie- Stanislawa - zum „Arbeitseinsatz" nach Deutschland müsse. Stanislawa hatte keinen Tag Zeit sich auf die Reise vorzubereiten und von Eltern, Geschwistern und Freunden Abschied zu nehmen. Bereits am nächsten Morgen wurde sie abgeholt und mit einem Lastwagen zum nächsten Bahnhof transportiert, wo die zwangsrekrutierten Frauen und Männer für den Weitertransport gesammelt wurden. Über die näheren Umstände von Josef Stafiniaks Deportation ist nichts bekannt, sicherlich wurde er ebenfalls zwangsrekrutiert und gelangte über ein Durchgangslager und Ravensburg nach Häusing.

Nach Kriegsende und ihrer Befeiung stellte sich auch für Josef und Stanislawa die wichtige und schwierige Frage wo sie ihre gemeinsame Zukunft sahen. Sollten beide nach Polen zurückkehren, sollten sie in Deutschland bleiben oder wie viele andere ehemalige Zwangsarbeiter einen Neuanfang in Übersee wagen?

Stanislawas Onkel war bereits als Kind mit seiner Familie um 1900 von Polen nach Amerika ausgewandert und bot den beiden nun an in die USA auszuwandern und sich dort eine neue Existenz aufzubauen. Stanislawa gelangte schließlich 1949 nach

Abb. 19: Stanislawa Miasik in den USA. Ein Jahr nach ihrer Auswanderung gelang es Josef Stafiniak ebenfalls die Emigration nach Amerika. Kurz darauf heirateten die beiden.

Amerika und innerhalb eines Jahres gelang es ihr Josef nachzuholen. Die beiden heirateten kurz darauf in Syracuse (Bundesstaat New York), wo sie lebten und eine Familie gründeten. Besonders im Nordosten der USA, wo traditionell eine starke polnische Gemeinschaft besteht, siedelten sich auch nach 1945 viele ehemalige polnische Zwangsarbeiter an. Josef Stafiniaks Sohn berichtete, daß er und seine Schwester auch in der neuen Heimat ihrer Eltern in einer stark von polnischer Kultur und Sprache geprägten Umgebung aufwuchsen. Josef Stafiniak starb 1985 im Alter von 61 Jahren. Stanislawa lebt heute bei ihrer Tochter in Syracuse. Mitte der 1970er Jahre kehrten Stanislawa und Josef gemeinsam mit ihren Kindern noch ein letztes Mal nach Polen zurück um ihre Heimat wiederzusehen, die beide unter so dramatischen Umständen verlassen mussten. ■

LITERATUR UND BILDMATERIAL

ARTIKEL NEUMAIER-KELLER:

- Abb. 1,4: vom Autor
- Abb. 2,3: Familie Neumaier-Keller

ARTIKEL HOF JENI:

- Abb. 1: Familie Jeni
- Alle anderen Abb. vom Autor

ARTIKEL MOSISGREUT:

- Alle Abbildungen vom Autor mit Ausnahme:
- Abb. 2: Anja Krämer, Stuttgart: Rittergut Mosisgreut Schlösschen, Bilddokumentation
- Abb. 6, 17: Bernd Auerbach
- Abb. 14, 16: Heimatbuch Vogt – Geschichte und Geschichten, Vogt 2008

LITERATUR UND BILDMATERIAL

Zwangsarbeit in der oberschwäbischen Landwirtschaft

- Günter Bischof (Hrsg.): Kriegsgefangene des Zweiten Weltkrieges. Gefangennahme, Lagerleben, Rückkehr, München/Wien 2005
- Eitel, Peter (Hrsg.): Ravensburg im Dritten Reich. Beiträge zur Geschichte der Stadt, Ravensburg 1997
- Herbert, Ulrich: Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbei-ter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter. Berlin/Bonn 1996
- Herbert, Ulrich (Hrsg.), Europa und der „Reichseinsatz". Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938-1945, Essen 1991
- Hoffmann, Katharina: Zwangsarbeit in der Landwirtschaft, in: Winkler, Ulrike (Hrsg.): Stiften gehen. NS-Zwangsarbeit und Entschädigungsdebatte, Köln 2000, S. 130 - 147
- Janka, Kathrin (Bearb.): Geraubte Leben. Zwangsarbeiter berichten, hrsg. von der Stiftung „Erinne-rung, Verantwortung und Zukunft", Köln/Weimar/Wien 2008
- Lauckhardt, Markus: Haus Häusing. Geschichte und Geschichten (Schriftenreihe des Bauernhaus-Museums Wolfegg, Band 1), Mammendorf 2004
- Lechner, Silvester (Hrsg.): Schönes, schreckliches Ulm. 130 Berichte ehemaliger polnischer Zwangs-arbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die in den Jahren 1940 bis 1945 in die Region Ulm/Neu-Ulm ver-schleppt worden waren (DZOK-Manuskripte / Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg, Ulm, Band 9), Ulm 1996
- Losher, Monika/Schwindel, Michael: Zwangsarbeiter im Altlandkreis Krumbach 1939-1945 (Schrif-tenreihe des Mittelschwäbischen Heimatmuseums Krumbach, Band 2), Krumbach 2007
- Münkel, Daniela: Nationalsozialistische Agrarpolitik und Bauernalltag, Frankfurt a.M. 1996
- Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart 2001.
- Schäfer, Annette: Zwangsarbeiter und NS-Rassenpolitik. Russische und polnische Arbeitskräfte in Württemberg, Stuttgart 2000
- Tholander, Christa: Fremdarbeiter 1939 bis 1945. Ausländische Arbeitskräfte in der Zeppelin-Stadt Friedrichshafen, Essen 2001

Abb. 1, 4: Didier, Europa arbeitet in Deutschland, 1944
Abb. 2, 18, 19: Privatbesitz
Abb. 3, 16, 17: Bildarchiv Bauernhaus-Museum Wolfegg
Abb. 5: Stadtarchiv Ravensburg
Abb. 6, 9, 11, 12, 13, 14, 15: Gemeindearchiv Schlier
Abb. 7: Archiv Deutsche Dienststelle Berlin
Abb. 8: Stadtarchiv Ludwigsburg
Abb. 10: Stadtarchiv Bietigheim

LITERATUR UND BILDMATERIAL

ARTIKEL SÄGMÜLLER:

- Paul Sägmüller: „Der Minister auf der Nudelpackung, Geschichten aus Oberschwaben", Verlag Eppe Aulendorf/ Bergatreute, 1. Aufl. 2005
- Alle Abbildungen aus der Sammlung des Autors ausser:
- Abb. 1b: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg"

ARTIKEL AUERBACH:

- Alle Abbildungen zusammengetragen von Frau Bauer-Kreuzer im Rahmen eines Auftrags der Fördergemeinschaft Bauernhaus-Museum Wolfegg e. V. zur Realisierung des Besucherleitsystems; Wolfegg 2004
- Christine Bauer-Kreuzer: Oberschwäbische Kulturlandschaft – durch Bauernhand geprägt; unveröffentlichtes Manuskript, Wolfegg 2007
- Abb. 1, 2, 9: Rupert Leser
- Abb. 3-7, 12: Christine Bauer-Kreuzer
- Abb. 8: Jan Färber
- Abb. 10: Familie Bieberach, Hauerz
- Abb. 11: Herr Knittel, Heimatpfleger in Aitrach
- Abb. 13: Josef Härle, Wangen i. A.

ARTIKEL UHL:

- Abb. 3+4: LRA Ravensburg
- Abb. 1, 2 und 5-9: Stefan Uhl
- Abb. 10: Stefan Uhl/ Benno Willburger

„Fördergemeinschaft Bauernhausmuseum Wolfegg e. V."

Die Fördergemeinschaft wurde im Dezember 1976 in Wolfegg gegründet. Das „Bauernhaus-Museum Wolfegg" ist eines der 7 Bauernhaus-Freilichtmuseen des Landes Baden-Württemberg („Die 7 im Süden"), das bis zum Jahr 2003 von der Fördergemeinschaft betrieben und seitdem vom Landkreis Ravensburg übernommen wurde.

Die „Wolfegger Blätter" erscheinen 1-2 mal jährlich in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Ravensburg, Eigenbetrieb Kultur. Wir freuen uns über Beiträge, Anregungen sowie ideelle und finanzielle Unterstützung.

KONTAKT UND INFORMATIONEN:

1. VORSITZENDER:

Eberhard Lachenmayer — Tel.: 07527 / 51 24
Friedhofstraße 14, 88364 Wolfegg — eberhard.lachenmayer@t-online.de

2. VORSITZENDER

Franz Füßinger — Tel.: 07527 / 54 01
Hohgreut 3, 88364 Wolfegg — franz.fuessinger@t-online.de

SCHRIFTFÜHRERIN UND GESCHÄFTSSTELLE:

Marlene Bräutigam — Tel.: 07520 / 53 77
Fax.: 07520 / 92 32 54
Haslacher Straße 9, 88279 Amtzell — marlene.braeutigam@gmx.de

KASSE:

Julia Schön — Tel.: 07527 / 52 11
Vogter Straße 56, 88267 Vogt – Grund — julia@schoen-gebaeudetechnik.de

BEIRÄTE:

Karlheinz Buchmüller — Tel.: 07529 / 12 36
Bergstraße 46, 88267 Vogt — kabuvogt@t-online.de

Heinrich Jäger — Tel. 07527 / 23 44
Gaishaus 1, 88364 Wolfegg — heinrich.jaeger@swepartverktyg.se

Hans-Jürgen Klose — Tel.: 08395 / 32 89
Berg 25, 88430 Rot an der Rot — hans-juergen.klose@t-online.de

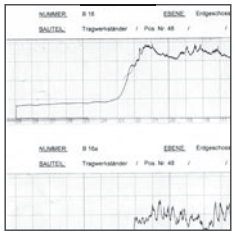
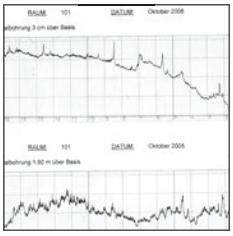
Bernd Auerbach — Tel.: 07529 / 91 22 41
Tannerstraße 31, 88267 Vogt — bernd.auerbach@t-online.de

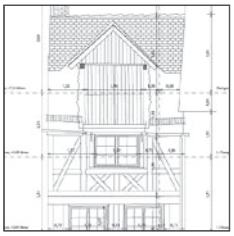
BANKVERBINDUNG:

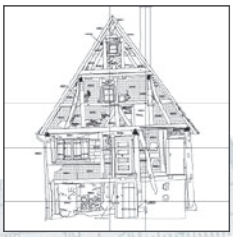
Kreissparkasse Ravensburg (BLZ 650 501 10)
Kto-Nr. 62 369 466

Die Fördergemeinschaft ist als gemeinnützig anerkannt; Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von 15 Euro und erhalten die „Wolfegger Blätter" sowie beliebig oft freien Eintritt im Museum; die ganze Familie zum Beitrag von 30 Euro.

Mit freundlicher Unterstützung

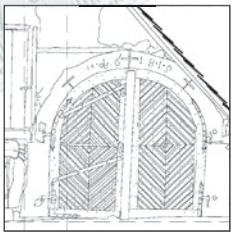







Wir führen für Sie aus

: BAUWERKSVERMESSUNG
: BAUWERKSUNTERSUCHUNG
: BAUWERKSERFASSUNG
: PRÄVENTIVE HOLZUNTERSUCHUNG
: RESTAURATORISCHE ARBEITEN



WERKSTATT FÜR BAUDENKMALPFLEGE
Hans-Jürgen Klose e. K.
Zimmerermeister
Restaurator

Berg 25 · 88430 Rot a.d. Rot I Fon 08395 3289 · Mobil 01713616693 I eMail hans-juergen.klose@t-online.de

Abbildung der Special-Packungen.

A

B

C

K

D

E

F

L

G

I

M

H

N

J

S

P

Q

FACTURA